

VERÖFFENTLICHUNGEN DES
VEREINS FÜR
GESCHICHTE DER MARK BRANDENBURG
gegr. 1837



Walter de Gruyter & Co.

*vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.*

Berlin 1967

HUGO RACHEL / JOHANNES PAPRITZ
PAUL WALLICH

BERLINER GROSSKAUFLEUTE
UND KAPITALISTEN

ERSTER BAND

Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges

*Neu herausgegeben,
ergänzt und bibliographisch
erweitert von*

Johannes Schultze / Henry C. Wallich / Gerd Heinrich



Walter de Gruyter & Co.

*vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.*

Berlin 1967

Die erste Auflage des vorliegenden Bandes erschien im Jahre 1934 als Veröffentlichung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg im Verlag von Gsellius in Berlin

Vereinsveröffentlichungen Band 32, Neudrucke Band 1

©

Archiv-Nr. 477967/1

Copyright 1967 by Walter de Gruyter & Co. · vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp. · Printed in Germany · Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Anfertigung von Mikrofilmen — auch auszugsweise — vorbehalten.

Satz und Druck: Rotaprint AG., Berlin; Werner Hildebrand, Berlin; Thormann & Goetsch, Berlin

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT von Hugo Rachel, Johannes Papritz und Paul Wallich VII
PAUL WALLICH. LEBEN UND WERK von Henry C. Wallich IX
ZUR EINFÜHRUNG von Johannes Schultze XXXIII

ALT-BERLINER VERHÄLTNISSE

Handel und Grundbesitz als Wohlstandsquellen 1
Kreditwesen und Darlehnsgeschäfte im 15. und 16. Jahrhundert 8

DIE BLANKENFELDE, REICHE UND WINS

Vermögen und Schicksale der älteren Blankenfelde und Reiche 21
Handel und Darlehnsgeschäfte bis zum Tode des Kurfürsten
Joachim I.

Thomas Blankenfelde und seine Söhne 26 · Joachim (II.) und Jhan (II.)
Reiche 34

Die Wins 36

Hofdienst und Niedergang seit Kurfürst Joachim II.

Johann Blankenfelde 42 · Ausgang der Blankenfelde 50 · Blüte und
Niedergang der Reiche 52 · Der letzte (Henning) Reiche 57

JOACHIM GRIEBEN

Familie, Persönlichkeit und Anfänge Griebens 62

Das Salzversorgungsgeschäft

Erste Anleihen und Privilegien 69 · Die Drachenfuß und ihr Privileg 75 ·
Der Griebensche Salzvertrag und der Lüneburger Elbschiffahrtsvertrag 81 ·
Beginn der Salzversiedung 89 · Grieben und die Loitz-Lindholz 94 ·
Schlechter Fortgang des Unternehmens 101

Geldbedrängnisse und Abrechnungen

Erste Zwistigkeit und Verträge mit dem Kurfürsten 105 · Die Geheim-
kunst 112 · Bemühungen um Geldbeschaffung 114 · Abrechnungen mit
Jakob Grieben und dem Kurfürsten 119 · Die Städtebürgschaft 126

Liquidation

Ende des Salzhandels 130 · Abwicklungsverhandlungen 132 · Neue Nöte
140 · Rückzahlungen des Kurfürsten 143

Griebens nordische Geschäfte 147

Zusammenbruch

Neue Schläge und Darlehen 154 · Der Bruch mit dem Kurfürsten 161 ·
Gefangennahme und Gläubigerkampf in Leipzig 169 · Auslieferung und
Abrechnung 174

Griebens Schulden, Gläubiger und Bürgen 179
 Die Gläubiger 181 · Die Bürgen 187 · Neuer Salzhandelsversuch 193
 Ende Joachim Griebens und Schicksal der Familie 196

DIE LINDHOLZ

Andreas Lindholz' Darlehen an den Kurfürsten 204 · Lindholz und die
 Loitze 211 · Grundstückserwerb und Faktorei 215 · Einschreiten gegen
 Lindholz 218 · Andreas Lindholz' Ausgang 223 · Die späteren Lindholz 230
 Der „Einfall“ vom August 1567 234

TEMPELHOF, MITTELSTRASS, MATTHIAS

Tempelhof und Eckart 244 · Hieronymus Tempelhof's Zusammenbruch
 254 · Eckart's Ausgang 258 · Die Mittelstraß 261 · Thomas Matthias 269

ZUGEWANDERTE UND FREMDE

Michel Jude 274 · v. Staupitz 288 · Christoph Frey 294 · Lampert
 Distelmeier 298 · Lippold 304 · Leonhard Thurneißer 311

DIE WEILER UND IHRE ZEIT

Die Häuser Krappe-Weiler und Sturm-Essenbrücher 320
 Der Zusammenschluß 324

Geschäfte der Handelshäuser

Geschäfte mit dem Kurfürsten 330 · Sonstige Darlehngeschäfte 334 ·
 Schuldverpflichtungen der Weiler und Consorten 342 · Sonstige bankmä-
 ßige Tätigkeit 350 · Kippereigeschäfte 352 · Immobiliariesitz 354

Die Handelsherren und ihre Nachkommen 357

Andere Geschäftsleute der Weiler'schen Zeit (Földerich, Fritze,
 Niclaus-Cassel) 365
 Kurfürstliche Faktoren (Scholle, Vossenholl) 373

AUSGANG DER KREDITWIRTSCHAFT IM 30JÄHR. KRIEGE 379
 REGISTER 391

STAMMTAFELN

- | | |
|----------------------|-------------------------------|
| 1. Die Blankenfelde | 4. Die Lindholz |
| 2. Die Reiche (Ryke) | 5. Die Tempelhof |
| 3. Die Grieben | 6. Die Weiler (Krappe, Engel) |

VORWORT

In dem vorliegenden Werke wird versucht, die kapitalistische Entwicklung Berlins — Großhandel und Unternehmung, Geld- und Darlehnsverkehr — in ihren Erscheinungen und Trägern zur Anschauung zu bringen. Es sind dabei die Spuren dieser Entwicklung nach rückwärts so weit verfolgt worden, wie sie in den Quellen erkennbar werden; da sie im 16. Jahrhundert erst deutlich hervortreten, so setzt die zusammenhängende Darstellung auch erst mit dieser Zeit ein. Nach der Gegenwart hin soll nicht über die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinausgegangen werden, in denen Berlin mit dem Entstehen der Großbanken und der Entfaltung seiner Industrie in sein hochkapitalistisches und weltwirtschaftlich orientiertes Zeitalter eingetreten ist. Hier, wo die unmittelbare Verbindung mit der Gegenwart beginnt, ergab sich der natürliche Abschluß für eine rein geschichtliche Arbeit.

Der vorliegende erste Band behandelt den Wirtschaftsabschnitt, der mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ausläuft. Der Band ist im wesentlichen auf archivalischen Quellen aufgebaut und beruht auf der gemeinsamen Arbeit der drei Unterzeichneten. Im einzelnen hat Dr. Papritz eingehende Vorarbeiten zur Handels- und Familien-geschichte des 16. Jahrhunderts zur Verfügung gestellt und den großen Abschnitt über Joachim Grieben verfaßt. Dr. Wallich hat neben umfangreicher Materialsammlung und allgemeiner Mitarbeit im besondern die darstellenden Teile über den „Einfall“ von 1566, Distelmeier, Lippold, Thurneißer und den Ausgang der Kreditwirtschaft geliefert. Im übrigen beruht der Band in Forschung und Darstellung hauptsächlich auf der Arbeit von Dr. Rachel.

Für das Entgegenkommen bei der Benutzung des archivalischen Materials danken die Unterzeichneten aufrichtig den Leitern und Beamten des Geheimen Staatsarchivs und des Archivs der brandenburgischen Provinzial-Verwaltung (Stände-Archiv) zu Berlin, der Staatsarchive zu Danzig und Stettin und des Ratsarchivs zu Leipzig. Wir sprechen ferner dem Vorstände des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg unseren Dank dafür aus, daß er sich hat

bereitfinden lassen, das Werk in die Reihe seiner Veröffentlichungen aufzunehmen.

Die beiden weiteren Bände, deren zweiter die Zeit bis 1806 und deren dritter die Zeit bis 1856 behandeln sollen, werden voraussichtlich im Laufe der nächsten Jahre erscheinen.

Berlin, im Oktober 1934

Dr. Hugo Rachel,
Dr. Johannes Papritz,
Dr. Paul Wallich



HENRY C. WALLICH

Paul Wallich

Leben und Werk

Das Werk „Berliner Großkaufleute und Kapitalisten“ verdankt seine Entstehung einem langjährigen Interesse Paul Wallichs. Bereits vor dem ersten Weltkriege sammelte er dafür Material. In den Jahren bald nach 1920, als ihm klar wurde, daß die notwendige Forschungsarbeit in den Archiven mit anderer vollberuflicher Tätigkeit nicht zu vereinigen war, begann die Zusammenarbeit mit Hugo Rachel¹. Auch vorher schon hatte er gelegentlich über Spezialthemen Untersuchungen durch andere anstellen lassen und auch eigenes veröffentlicht. Johannes Papritz², dessen Bekanntschaft Rachel und Wallich bei ihren Archivforschungen machten, vereinigte sich mit ihnen zur Zusammenarbeit am ersten Bande. Für die Organisation dieser Zusammenarbeit sowie der weiteren mit Rachel allein an Band 2 und 3 war Wallich sowohl Unternehmer wie Finanzmann. Inhalt, Umfang und die Ausrichtung der Schilderung mehr auf die Personen als auf die Verhältnisse spiegeln im wesentlichen die Interessen Wallichs wider. Der Umfang des Beitrages der jeweiligen Mitarbeiter ist in den Vorworten angegeben.

Unter diesen Umständen kann es für den kritischen Leser von Interesse sein, näheres über den Urheber des Unternehmens zu wissen. Alle Geschichte wird von einem persönlichen Standpunkt geschrieben. Welche Umstände führten zu Wallichs Interesse an der Geschichte Berliner Großkaufleute und Kapitalisten? Wie hat seine fachliche Vorbereitung als Nationalökonom und seine Tätigkeit als Privatbankier seine historische und wissenschaftliche Einstellung be-

¹ Rachel bearbeitete für die *Acta Borussica die Handels-, Zoll- und Akzisepolitik Brandenburg-Preußens*, 3 Bde., 1911—28.

² Papritz promovierte 1924 mit einer Dissertation über *Die Beziehungen des Bank- und Handelshauses der Loitz zum brandenburgischen Kurhause*. Berlin, 1932.

einflußt? Welche Wechselwirkung hat, möglicherweise, die intensive Beschäftigung mit der historischen Materie auf seine geschäftliche Tätigkeit ausgeübt? Das sind Fragen, denen in diesem Vorwort nachgegangen werden soll.

Schul- und Studienzeit

Zum Bankfach kam Paul Wallich durch seinen Vater, Hermann Wallich, der 1833 in Bonn geboren wurde. Auch das historische Interesse ist möglicherweise durch den Vater geweckt oder zumindest gefördert worden. Hermann Wallich schrieb seine Memoiren als Sechsendsechzigjähriger, veröffentlicht im Auszug von der Deutschen Bank, deren Vorstände er 1871—94 und deren Aufsichtsrat er bis zu seinem Tode 1928 angehörte. In diesen Memoiren bekundet sich nicht nur ein lebhafter Blick für Zeitereignisse, sondern auch eine gewisse Neigung, wirtschaftliche Fakten wie die Bewegung des Zinsfußes und die Einkommensteuer in historischer Perspektive zu sehen. In seiner aus dem Jahre 1899 stammenden Prognose, daß seine Kinder vielleicht eines Tages durch die Flucht aus Deutschland ihr Leben würden retten müssen, hat Hermann Wallich historischen Weitblick gezeigt. Hans Gehrig, damals Professor der Nationalökonomie in Dresden, berichtet von einem Besuch bei Hermann Wallich im dreiundneunzigsten Lebensjahre, bei dem der alte Herr noch Bemerkungen über die Lektüre von Mommsen und Ranke gemacht habe.

Noch in anderer Hinsicht dürften die Interessen, die zum vorliegenden Buche führten, durch die Lebenserfahrungen des Vaters gefördert worden sein. Der Vater ermöglichte Paul Wallich eine ganz ungewöhnliche und sehr lange dauernde Vorbereitung auf den Bankiersberuf, über die noch zu sprechen sein wird. Persönliche Beziehungen zu Bankiers und Bankiersfamilien spielten in derselben eine bedeutende Rolle. Der Vater hatte den Wert einer guten Erziehung und bis zu einem gewissen Grade den Wert guter Beziehungen an sich selbst erfahren. In sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, wurde ihm durch erfolgreiche Brüder seiner frühverstorbenen Mutter, trotz des ständigen Rückganges des kleinen Familienbetriebes, eine Erziehung im Internat des Kortegarnschen Instituts in Bonn ermöglicht. Später war er lange Jahre in den Bankhäusern zweier Verwandten tätig, begann jedoch seine eigentliche

Karriere erst, nachdem er diese verlassen hatte. Solche Erfahrungen dürften für den Erziehungsgang, den er dem Sohn zukommen ließ, eine Rolle gespielt haben.

Auch auf Paul Wallichs geschäftliche Prinzipien, die sich naturgemäß auf die Beurteilung der in diesem Buche geschilderten Finanzoperationen auswirkten, dürfte die große Autorität des Vaters eingewirkt haben. Der alte Hermann Wallich war ein sehr konservativer, der Spekulation abgeneigter, aber äußerst rühriger Bankier. „Das Gewissen der Deutschen Bank“ nannte ihn sein viel risikofreudigerer Kollege Georg von Siemens. Weil ihm Siemens' große Projekte zu gewagt erschienen, zog er sich schon sechzigjährig aus dem Vorstand der Deutschen Bank zurück. Seine Vermögensanlagen bestanden weitgehend in solidesten festverzinslichen Werten; Aktien betrachtete er als spekulativ. Dreißig Jahre später, als Teilhaber von J. Dreyfus & Co., konnte Paul Wallich nicht ganz die gleiche Bankpolitik betreiben wie sein Vater. Aber er hatte die gleiche Überzeugung, daß der Kern des Bankgeschäftes in der Gewährung kurzfristiger Kredite bestehe, eine Einstellung, die sich viel mehr dem angelsächsischen Begriff des *commercial banking* nähert, als dem kontinentalen der Universalbank.

Dies väterliche Erbteil machte sich naturgemäß erst viel später geltend. Zunächst war wesentlich der elterliche Entschluß, Paul Wallich nicht in Berlin das Abitur machen zu lassen, wo man ungünstige Einflüsse des üppigen Milieus befürchtete. So kam er im Jahre 1897, auf Anraten des väterlichen Kollegen Roland-Lücke, als Fünfzehnjähriger in die Untersekunda des bekannten humanistischen Gymnasium Schulpforta bei Naumburg an der Saale.

Die Interessen, Freundschaften und Einflüsse, die dort entstanden, haben Paul Wallich sein Leben lang begleitet. Obwohl nicht besonders auf das Historische hinzielend, haben sie zweifellos eine Wirkung auf das Buch ausgeübt. In Schulpforta fand Wallich ein intensives intellektuelles Milieu, keineswegs besonders preußisch orientiert, auch finanziell durchaus bescheiden. In seinen Schulaufgaben zeigte er eine gewisse mathematische Begabung, aber sein Hauptinteresse galt der zeitgenössischen Literatur. Mit Geld gut versehen, konnte er schon als Gymnasiast den Grundstock zu einer Buchsammlung legen, die später erheblichen Umfang annahm. „Erstausgaben zweitklassiger Autoren“ nannte er nicht ganz zutreffend sein Sammelprinzip. Scharfe literarische Urteile machten ihn

bei seinen Lehrern nicht unbedingt beliebt — wie etwa über Richard Dehmel als „reif für die Gartenlaube“.

Auch die Neigung zu einer gewissen Unabhängigkeit in der Lebensführung meldete sich an. So beteiligte er sich zwar an den häufigen Bierkommersan — er gehörte zu dem in Almerich verkehrenden Gros der Prima, nicht zu der sich als vornehmer absondernden Clique, der zumeist Extraner angehörten, die, wie auch er, in Pension bei einem Lehrer waren, und deren Stammlokal der „Mutige Ritter“ in Kösen war —, trank jedoch aus dem Tonseidel Milch. Seine Kameraden ließen es ihm durchgehen. Gleichzeitig bekam er von seiner sehr energischen Mutter immer noch detaillierte Verhaltensmaßregeln, wie etwa, an welchem Platz des Eisenbahnabteils er sich bei der Heimfahrt zu setzen habe.

Aus den in Schulpforta geförderten Interessen ergab sich ein erster Entschluß, Philosophie zu studieren. Die Eltern, und besonders die Mutter, waren nicht restlos begeistert von der brotlosen Gelehrtenkarriere, die sich hiermit anzubahnen schien. Die wissenschaftliche und literarische Veranlagung jedoch und die Mittel des Vaters ließen eine solche Laufbahn passend und finanziell nicht zu drückend erscheinen.

Er begann, nach bestandener Abiturientenprüfung im März 1901, das Studium in Freiburg, wo er, gut empfohlen, als erstes Semester bereits Zulassung zu dem Seminar des Philosophen Heinrich Rickert fand, an dem er mit größtem Eifer teilnahm. Daneben hörte er Schulze-Gävernitz über theoretische Nationalökonomie. Diese Materie bezeichnete er als „unverständlich“ und gab den Besuch der Vorlesung nach einem halben Semester auf. Es folgten zwei Semester in Berlin, wo Wallich unter anderen Simmel hörte. Dann kam das Militärjahr, bei den Königsjägern zu Pferde in Posen, während dessen er sich intensiv und erfolgreich bemühte, Reserve-Offizier zu werden.

Der Militärdienst dämpfte das Interesse für die Philosophie, und die Aussicht auf den Reserveleutnant machte ihm klar, daß er sich vernünftigerweise um eine angesehene und einträgliche Stellung bemühen sollte. Unter mütterlichem Drängen kam ihm der Entschluß — in einer Droschke auf der Leipziger Straße, wie er erzählte —, Bankier zu werden.

In konzentriertester Form arbeitete er nun auf den Doktor der Nationalökonomie hin. Ein Semester lang hörte er Schmoller über

Wirtschaftsgeschichte und Adolph Wagner über Finanzwissenschaft. Schmoller gefiel ihm nicht. Es fehlten die großen Zusammenfassungen und die entschiedenen Stellungnahmen, das regelnde System. Jedoch beeindruckte ihn die Darstellung von Friedrichs des Großen Einrichtung der Seidenmanufaktur in Schlesien. Bei Adolph Wagner spürte er eine verwandte Ader in der theoretischen, systematisierenden Darstellung. Auch schätzte er die Bereitwilligkeit des siebzehnjährigen Gelehrten, selbst mit jüngeren Studenten auf gleichem Fuße zu debattieren. Später hat sich Wallichs Einstellung geändert. Die „Berliner Großkaufleute und Kapitalisten“ atmen mehr vom Geiste Schmollers als Wagners.

Während er diese Kollegen besuchte und bevor er noch in Nationalökonomie weit vorgedrungen war, begann er seine Doktorarbeit. Um ein Thema auszuwählen, wurde der zufällig seinem Vater bekannte Professor Warschauer von der Technischen Hochschule Charlottenburg aufgesucht, der ein Buch über „Physiologie des deutschen Bankwesens“ geschrieben hatte. Dieser empfahl ein Thema über die Finanzen Friedrichs des Großen und ein zweites über Konzentration im Bankwesen. Wieder im Gegensatz zu seinen späteren Interessen wählte Wallich das zweite.

Im Laufe eines halben Jahres brachte er ein Manuskript zustande, weitgehend beruhend auf intensiven Forschungen im Archiv der Deutschen Bank, aber gestützt mehr auf die im Gymnasium erworbene Schulung des systematischen Denkens als auf volkswirtschaftliche Kenntnisse. Selber meinte er, mit charakteristischer Herabsetzung der eigenen Leistung, daß seiner statistischen und klassifizierenden Darstellung eine Analyse der Ursachen und der wirtschaftlichen Folgen der Bankkonzentration fehle. Das Motto der Arbeit sei: „Es ist keine Kunst, etwas zu leisten, wenn man etwas kann.“

Zwei Semester waren noch zu absolvieren. Halle kam in Frage, wo der namhafte Professor Conrad bereit war, ihn in zwei Semestern mit seinem Konzentrationsthema promovieren zu lassen. Schließlich fiel aber die Wahl auf München, wo das Jahr gemeinsam mit Friedel von Koch absolviert werden sollte, dem Sohne eines Kollegen des Vaters bei der Deutschen Bank.

Während der zwei Semester, die Wallich in München verbrachte, hörte er bei Lujo Brentano Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik und bei Lotz Bank- und Börsenwesen. Brentano beeindruckte

durch Brillanz, aber der Geistreichtum schien Wallich manchmal schlecht fundiert. Lotz sprach über Dinge, die er tatsächlich beherrschte, aber seine Vorlesungen hatten den Nachteil, nicht interessant zu sein. Der Schwerpunkt des Münchener Studiums lag für Wallich im Brentano-Lotzschen Seminar. Hier trug er gleich zu Anfang sein Dissertationsthema vor, und zwar den theoretischen, systematisierenden Teil. Brentano war anerkennend. Lotz, der für dies Thema entscheidend war, erklärte zunächst das Vorgetragene als untauglich für die Wissenschaft im allgemeinen und für eine Doktorarbeit im besonderen. Die historische Darstellung des Stoffes fehle. Auf Wallichs Antwort, auch diese sei vorhanden, wurde ihr auferlegt, diese im folgenden Semester zum Vortrag zu bringen.

Im Laufe des Seminars bewirkte dann ein leiser, dauernder Druck von Lotz, daß der theoretische Teil fast ganz aus der Dissertation verschwand. Nur ein Kapitel davon verblieb, welches Wallich zunächst für den besten Teil des Werkes hielt. Später kam er zu dem Schluß, daß es der „wertloseste“ Bestandteil der Dissertation sei. Die Wandlung im Urteil trägt bei zum Verständnis der Methode der „Berliner Großkaufleute und Kapitalisten“, wo jegliche Theorie streng verbannt bleibt.

Um Brentano, Lotz und ihre Assistenten sammelte sich auch ein geselliger Kreis. Bei Lotz blieb der Hausherr gewöhnlich bei seinen Fachinteressen, und Wallich bemerkte, daß die Unterhaltung zwanzig Minuten nach dem Essen in die Brüche ging. Der Hausherr löste das Problem, indem er sich ans Klavier setzte und klassische Musik spielte — eine beachtliche Fähigkeit, die bei Wallich leider nicht auf gebührendes Verständnis stieß. Bei Brentano war die Gesellschaft bunter und die Konversation lebhafter. Bei Halpern, einem von Brentanos Assistenten, traf Wallich außer anderen auch die Tochter von Georg Friedrich Knapp, die spätere Frau des Bundespräsidenten Theodor Heuss.

Wallichs durch einen Brief erhalten gebliebene Beschreibung seiner Doktorprüfung, die er *summa cum laude* bestand, ist wiederum charakteristisch für seine Tendenz, eigene Leistungen ironisierend zu verkleinern. Es sei in München die Regel gewesen, den Professor der Statistik am Tage vor dem Examen zu fragen, worin er prüfen wollte. Wallich begnügte sich damit, ihm vorher zu versichern, er sei *in examinibus* gewöhnlich sehr nervös. „Tags darauf fragte er mich bei der Prüfung zunächst, was eine Sterbetafel sei. Ich wußte

es nicht und hatte das Examen in Statistik bestanden. Lotz und Brentano machten es nicht viel schwerer. In der Tat verließ ich, nachdem die fürs Examen eingepackten, auf die prüfenden Lehrer zugeschnittenen Bruchstücke vergessen waren, die Universität ohne mehr nationalökonomische Kenntnisse als ein gebildeter Mensch ohne fachwissenschaftliche Vorbildung.“ Tatsächlich hatte Wallich zwar eine recht unsystematische, aber auf manchen Gebieten doch intensive Schulung erfahren. Seine Dissertation wurde vor dem ersten Weltkriege, zusammen mit der seines Freundes und Studienkollegen Otto Jeidels über Beziehungen zwischen Großbanken und Industrie, in einschlägigen Seminaren als Literatur benutzt.

Eine erste Auswertung seiner Doktorarbeit wurde Wallich ermöglicht, als er während einer kurzen Volontärstätigkeit an der Deutschen Überseeischen Bank vom „Verein der Bankbeamten in Berlin“ aufgefordert wurde, an der Fachschule des Vereins einen Zyklus von Vorträgen über Geschichte des Bankwesens in Deutschland zu halten. Für die Zeit nach 1850 war das nötige Material in der Dissertation vorhanden. Bei der Präparation über die vorhergehenden Jahrhunderte kam er zum ersten Male intensiv mit dem Thema der Großkaufleute und Kapitalisten in Berührung. Da er sehr schnell arbeiten mußte, half er sich aus mit Büchern aus seiner soeben begonnenen Sammlung von Schriften über Reichtum und Geld. Das historische Material teilte er, seiner damaligen systematisierenden Tendenz folgend, in zeitliche Perioden und lokale Entwicklungen ein. Die Vortragsreihe, über die Paul Wallich später unnötig unbarmherzig urteilte, wurde 1906 in einer Ausgabe von dreißig Stück „Nur für Freunde“ auf Büttenpapier gedruckt. Lotz, dem ein Exemplar verehrt worden war, dankte mit der Bemerkung, daß ihm „vor allem die Ausstattung“ gefallen habe.

Volontärjahre

Die fünf seinem Studium folgenden Jahre verbrachte Wallich als Volontär in einer Reihe von befreundeten Privatbanken und Handelshäusern. Diese langwierige Vorbereitung auf den Bankiersberuf sollte die Schwierigkeit lösen helfen, welche darin bestand, daß der Vater zwar mancherlei Beziehungen, aber kein eigenes Geschäft besaß, in dem ihm der Sohn hätte nachfolgen können. Daß die alter-

native Möglichkeit, in einer festen Anstellung durch Tüchtigkeit und Beziehungen Karriere zu machen, als weniger aussichtsreich ausgeschaltet wurde, ist nicht ohne Bedeutung für Wallichs Buch geblieben. Fünf Jahre lang bewegte er sich nun unter Großkaufleuten und Kapitalisten, lernte manches über die Entwicklung von Unternehmen und die Fähigkeiten ihrer Leiter und konnte sich somit eine ganz andere Urteilsfähigkeit erwerben, als er es aus der „Froschperspektive“ einer Anfängerstellung hätte tun können.

Allerdings erforderte die erfolgreiche Ausnutzung einer Volontärexistenz erhebliche Anstrengung und Geschicklichkeit. Der Idealfall, den Wallich suchte, war selten: ein Chef, der den jungen Mann in die großen Linien des Geschäftes einweihte und ihn gleichzeitig in jedem der wichtigsten Büros kurz arbeiten ließ. Häufiger geschah es, daß der oder die Chefs kein persönliches Interesse nahmen oder auch positiv zu verhindern suchten, daß der Volontär Geschäftsgeheimnisse erfuhr, die er eines Tages in Konkurrenz mit ihnen ausnutzen oder zumindest der väterlichen Bank zugänglich machen konnte. Unmittelbare Vorgesetzte und Kollegen hatten kein besonderes Interesse, einen Neuling anzulernen, den sie vielleicht nicht als seriös ansahen und der auf alle Fälle binnen kurzem weiterversetzt werden würde. Anderen bei der Arbeit zuzusehen, anstatt sie selber zu machen, ist bekanntlich sowohl weniger lehrreich als auch erheblich ermüdender. Wenn der Volontär im Büro fehlte, so fehlte im Grunde niemand.

Gegen mancherlei Ablenkung mußte angekämpft werden. Nomadisierende Volontäre verkehrten zum guten Teil mit anderen Volontären. Bei gut finanzierten jungen Leuten ergaben sich leicht Zeitvertreibe, die das Geschäftliche nicht förderten.

Paul Wallichs erste Station als Volontär war das alte Handelshaus Gebrüder Ötting in Hamburg. Hier sah er ein wohletabliertes, aber nicht mehr dynamisches Unternehmen, welches, dem Zug der Zeit folgend, sich von dem zurückgehenden Import auf den Export umzustellen suchte. Er erlernte die Bürotechnik dieser Branchen, bekam aber nur wenig Einblick in die Faktoren, die über den Erfolg eines solchen Unternehmens entscheiden.

Durch einen Freund, Julius vom Rath, bekam er Anschluß an die Hamburger Gesellschaft. Er gestattete sich in dieser Hinsicht Ambitionen — mit dem Erfolg, daß er nach neun Monaten in einen ex-

klusiven Hamburger Klub aufgenommen wurde, zu dem nicht einmal seine Chefs Zutritt gefunden hatten. Aber diese Neigungen brachten auch Rückschläge, und für die Zukunft dienten ihm die Hamburger Erfahrungen eher als Warnung vor gesellschaftlichem Ehrgeiz. Ein Mangel an wirklichem Interesse an dem Treiben dieser Kreise mehr als, wie er gelegentlich meinte, seine Schüchternheit, sein nicht genügend imponantes Äußeres oder seine Eigenschaft als Nichttänzer dürften ihn in späteren Jahren von allzuvieler Geselligkeit abgehalten und dürften ihm damit die Stunden für wesentlichere Interessen verschafft haben. In diese Zeit fiel auch seine Wahl zum Reserve-Offizier. Diese Ambition hat, wie bei vielen jüngeren Leuten der Zeit, eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Ihr zuliebe ritt er, nach erfolgter Wahl, Hindernisrennen in Posen, von denen er eines gegen den bekannten Schmidt-Pauli, vom gleichen Regiment, gewann. Auch in Travemünde ritt er, während seiner Hamburger Zeit, ein Rennen, welches allerdings seinem alten Vollblut-Fuchs zum Verhängnis wurde.

Nach Hamburg und nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in der Deutschen Überseeischen Bank kam er nach London zu Speyer Brothers, wo er sein erfolgreichstes Volontärjahr verbrachte. Hier lernte er eines der führenden Emissionshäuser der Welt kennen. Durch große Zähigkeit seinem Chef Sir Edgar Speyer gegenüber brachte er es dahin, aus dem weniger interessanten laufenden Geschäft überzuwechseln in das Konsortialbüro. Schließlich durfte er mitarbeiten an einem großen Geschäft, das für die Firma Speyer von schwerwiegender Bedeutung war und äußerst geheim gehalten wurde: die Sanierung einer notleidenden Emission der Londoner Untergrundbahn, die Speyers ursprünglich herausgebracht hatten. Beim Fortgang wurde ihm eine feste Stellung angeboten, und vier Jahre später, bevor er Direktor der Berliner Handelsgesellschaft wurde, bot ihm Sir Edgar Speyer an, Teilhaber in seinem Hause zu werden.

Auf eine kurze Tätigkeit bei der Londoner Filiale der Deutschen Bank folgten drei Monate in Paris bei Cahen d'Anvers & Co. Mit den Inhabern dieses Hauses war die Familie Wallich entfernt verwandt; der Vater hatte fast sechzig Jahre früher dort lange Zeit gearbeitet. Hier sah Wallich, wie ein altes und sehr reiches Bankhaus unter stabilen Verhältnissen sich mit einem Minimum von Ini-

tiative behaupten kann und langsam zur Vermögensverwaltung wird. Geschäftlich zu lernen war wenig, und auch persönlich ist Paul Wallich in Paris nicht ganz warm geworden.

Ein weiteres Jahr arbeitete er in New York bei Goldman, Sachs & Co. Hier lernte er ein energisch geführtes großes Bankgeschäft kennen, das viele finanzielle Spezialitäten zu bieten hatte. Allerdings gelang es ihm nicht, wie sein Vater gehofft hatte, eine so reguläre Tätigkeit im Betrieb für sich aufzubauen wie in London. In den USA aber begann er zum ersten Male, sich intensiv für die Wirtschaft des Landes zu interessieren. Zusammen mit Otto Jeidels, mit dem er schon von den Studienzeiten her befreundet war, unternahm er eine Reise durch die Südstaaten zur Besichtigung von Industrie- und anderen Betrieben. In New York gewann er sich einen Freundeskreis, der nun schon zum Teil aus erfolgreichen jüngeren Bankiers und weniger aus Volontären bestand. Den Schluß des Aufenthalts in den USA bildete eine Reise nach dem Westen, die dem genauen Studium des amerikanischen Eisenbahnwesens dienen sollte. Sie wurde von dem langjährigen Vertrauensmann der Deutschen Bank in New York, Edward D. Adams, in gut gemeinter, aber übliche Verhältnisse weit übersteigender Form organisiert. Ein ehemaliger Chefingenieur der New Haven Railroad wurde als Cicerone engagiert, besondere Karten wurden angefertigt, ein nachfolgender längerer Aufenthalt als Privatschüler eines Professors der Betriebswissenschaft in Aussicht genommen. Nach den ersten Stationen verbreitete sich bei den Eisenbahngesellschaften das Gerücht, Wallich reise im Auftrag der Deutschen Bank, um Finanzierungsmöglichkeiten zu sondieren, worauf fast durchweg Privatwagen gestellt wurden. So durchquerte man besonders den Westen verschiedene Male auf immer neuen Bahnen. Da Wallichs spätere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten geldsuchender statt geldgebender Natur waren, haben die spezifischen Erkenntnisse dieser Reise keinen besonderen Nutzen getragen. Aber die wirtschaftliche Kapazität der USA wurde ihm genügend klar, so daß er nach dem Eintritt Amerikas in den ersten Weltkrieg den Ausgang klar voraussah.

Es folgte eine Reise durch die Hauptländer Südamerikas, für die Wallichs Vater als Mitbegründer der Deutschen Überseeischen Bank viel getan hatte, ohne sie je zu besuchen. Anfang 1910 kam damit das Volontärdasein zu seinem Ende.

Bankier vor dem Ersten Weltkrieg

Nun mußte sich zeigen, ob diese langwierige berufliche Vorbereitung, deren Kosten Wallich seinem Vater gegenüber auf 250 000 Mark schätzte, den erhofften Erfolg bringen würde. Bei der Deutschen Bank, zu der Hermann Wallich seinen Sohn zunächst führte, wurde Prokura angeboten, aber nicht die gewünschte Stellung als Stellvertretender Direktor. Auch die Zusicherung, diese in absehbarer Zeit zu gewähren, konnte nicht fest gegeben werden, obgleich die Aussichten nicht ungünstig erschienen. Carl Fürstenberg, mit dem Hermann Wallich befreundet war, bot bei der Berliner Handelsgesellschaft die entsprechende Zusicherung an. Obgleich man wußte, daß mit dem erfolgreichen Fürstenberg nicht leicht zusammenzuarbeiten war, ging Paul Wallich zur Berliner Handelsgesellschaft.

Dank intensiver Arbeit, verbunden mit glücklichen Umständen, rückte Wallich bei der BHG in drei Jahren über den versprochenen Posten hinaus zum Geschäftsinhaber der Bank auf. Mit einunddreißig Jahren war dies eine ungewöhnliche Karriere. Jedoch brachte sie ihn, wie er befürchtet hatte, auch in Situationen, wo Konflikte mit Fürstenberg schwer zu vermeiden waren.

Die BHG war eine Großbank und als solche ein für Wallich bisher ungewohnter Unternehmungstyp. Aber da die überragende Erscheinung Fürstenbergs die Bank durchaus beherrschte, sah Wallich auch hier wieder eine Unternehmung geprägt von einer Persönlichkeit. Seine Arbeit allerdings war hauptsächlich Kleinarbeit, da er dem laufenden Kontokorrentgeschäft der Bank vorstand und täglich 2000 Stück Postsachen durchsah, deren wesentlichen Inhalt er kennen mußte. Aber er vertrat auch die BHG in Verhandlungen mit anderen Berliner Banken, wo Kredit und andere Konditionen ausgehandelt wurden. Hier kam er mit den führenden Berliner Bankiers zusammen und wieder zeigte es sich, daß sein Interesse weniger dem Detail der zu verhandelnden Sache galt als der Person des Unternehmers und seinem Verhältnis zu dem Unternehmen. Es ist das gleiche Interesse, das sich in den „Großkaufleuten und Kapitalisten“ ausprägt.

Andere Schriften

Zum Abschluß der Vorkriegserfahrungen Wallichs sind einige Schriften zu erwähnen, die teilweise den „Großkaufleuten“ recht

fern standen. Einmal handelt es sich um verschiedene kleine Gedichtbände, von denen einige — entsprechend Ort und Zeit ihrer Entstehung — Münchener Sommerversen, Hamburger Winterverse, Londoner Lenzverse und Pariser Frühlingsverse benannt waren. Wallich besaß dichterisches Talent, das in der Finanzsprache der „Großkaufleute“ kaum zum Ausdruck kommt. Jedoch war seine Muse weniger lyrischer als satirischer Art. Die kurzen, sehr eingängigen Gedichte haben zumeist einen ironischen, manchmal melancholischen, fast immer einen selbstpersiflierenden Ton. Das folgende ist charakteristisch:

Tout Comme Chez Vous

Trüber Westwind, Regenschlachten,
Deinen Schirm spannst Du vergebens,
Alte Zweifel neu erwachen,
Ob das Leben wert des Lebens.

Weise, wer, anstatt zu klagen,
Sich mit halbem Trost bescheidet,
Daß man im Mercedeswagen
Unter gleichem Zweifel leidet.

Wallich gab sich mit Druck und Einband — einseitig auf Büttenpapier in Pergament — große Mühe. Er verschenkte sie restlos an seine männlichen Freunde, — der Inhalt war stellenweise nicht unbedingt für den Familienkreis geeignet.

Sodann hatte er, schon während der Studienzeit, zusammen mit seinem Pfortaer Freunde Johannes Schultze, einem gemeinsamen historischen Interesse folgend, Ahnenforschung getrieben. Schultze hat die wissenschaftlichen Resultate dieser Arbeit veröffentlicht³ und damit die Hauptarbeit geleistet. Wallich verarbeitete den Stoff in Form einer Serie von Ahnenbildern.

Schließlich ist ein längerer Artikel „*Beiträge zur Geschichte des Zinsfußes*“ zu erwähnen⁴. Die Darstellung ist, den Anforderungen des Verlegers und mehr noch der Schulung des Autors entsprechend, untheoretisch.

³ Vgl. das Quellen- und Literaturverzeichnis in Bd. 3 unter Schultze.

⁴ *Beiträge zur Geschichte des Zinsfußes*. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Dritte Folge, Band 19.

Kriegsdienst

Während seines Aufenthaltes im Felde blieb Wallich haftender Gesellschafter der Berliner Handelsgesellschaft. Er fühlte sich also berechtigt und verpflichtet, über gewisse die Bank betreffende Fragen, und besonders ihre Bilanzen, seine Meinung zu äußern. Die hieraus entstehende Kritik verschärfte die Entfremdung von Fürstenberg.

Zu dieser Zeit handelte es sich für ihn darum, über seine militärische Zukunft eine Entscheidung zu treffen. Die Tätigkeit als Rittmeister bei der Kolonne mit ihren hohen körperlichen und moralischen Anforderungen, bei geringer geistiger Anregung und militärischer Anerkennung, erweckte Überdruß. Der Versuch, an einen Frontstab versetzt zu werden, mißlang. So blieb die Möglichkeit, eine Infanteriekompanie zu übernehmen, wozu ein kurzer Kursus nötig gewesen wäre, oder in eine Behörde überzuwechseln. Ersteres schien ihm das ehrenvollere, traf aber auf starken Familienwiderstand. Deswegen, und vielleicht mehr, wie er sagte, wegen der „Unbequemlichkeit des Schützengrabens“ als aus Sorge um sein Leben, entschloß er sich für eine Behörde. Zur Wahl standen ein Posten in Lille und ein zweiter beim Ingenieur Comité in Berlin. Wallich entschloß sich zum Ingenieur Comité.

Privatbankier

Zu der Spannung mit Fürstenberg kam inzwischen das Vorwärtstreiben anderer Kräfte innerhalb der BHG. Seine Funktionen, während seiner Abwesenheit notwendigerweise an andere verteilt, wuchsen diesen fest zu. Ohne Stützung seitens Fürstenbergs ging es ihm wie vielen anderen vor ihm, die Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft gewesen waren, — er verließ die Bank.

Nach Kriegsende und nach der Teilnahme an den militärischen Maßnahmen gegen die Revolution in Berlin mußte er sich eine neue Existenz aufbauen. Die Situation war nicht einfach. Ein ehemaliger Inhaber der BHG konnte nicht jede beliebige Stellung annehmen. Seinen Lebensstil wollte er nicht wechseln. So behielt er die Woh-

nung in Berlin und das Haus in Potsdam bei. „Wenn der Privatbankier zeigt, daß er nichts mehr hat, kommt keiner mehr zu ihm“, sagte er einmal. Bei der Deutschen Bank, wo früher Aussichten bestanden hätten, waren diese unter den neuen, beschränkteren Umständen verbaut. So ergab sich als die naheliegendste Lösung der Anschluß an ein Bankgeschäft.

Im Herbst 1919 liierte er sich mit der Frankfurter Firma J. Dreyfus & Co. Wallich kannte den Hauptinhaber des Geschäftes, den um zwei Jahre jüngeren Willy Dreyfus, seit seinen Londoner Volontärstagen. Dem kurz vorher eingetretenen Fritz Flersheim war er durch seine Doktorarbeit bekannt. Hand in Hand mit der Assoziierung vollzog sich die Übernahme der alten Berliner Firma S. L. Landsberger, von der Kurt und Robert Landsberg als persönlich haftende Gesellschafter bei J. Dreyfus & Co. eintraten. Mit der Assoziierung wurde das Ziel verfolgt, dem Frankfurter Hause die großen Möglichkeiten zu eröffnen, die der Berliner Platz bot, welcher Frankfurt längst überholt hatte. Davon unabhängig konnte auf den Traditionen der Firmen Dreyfus und Landsberger fußend, ein großes eigenständiges Wirken entfaltet werden.

Diese Aufgabe empfand Wallich als höchst reizvoll. Einerseits glaubte er, daß der Sinn des Bankierberufs nicht nur im Geldverdienen liege, sondern ganz wesentlich in der konstruktiven Leistung für das Gemeinwohl. Diesem Zweck diene der Aufbau von etwas Neuem mehr als der routinemäßige Betrieb einer Großbank. Sodann besaß er eine Art höflicher Geringschätzung für die Tätigkeit eines Großbankdirektors, wie er es gewesen war, im Vergleich zu der des Inhabers eines eigenen Geschäftes. „Alle guten Geschäfte werden dem Großbankdirektor ins Haus gebracht, er braucht nur zu warten. Nur was dieser ablehnt, kommt zum Privatbankier. Gute Geschäfte muß der Privatbankier sich selber schaffen.“ Zu dieser Art der Tätigkeit sollte er reichlich Gelegenheit haben.

Zunächst kamen vier schwierige Inflationsjahre, zu deren Bewältigung weder seine geschichtlichen noch seine geschäftlichen Studien viel halfen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Wesen der Inflation nach dem ersten Kriege auch von vielen Finanzleuten erst spät erkannt wurde. Das Steigen der Preise wurde weitgehend als Knappheitserscheinung erklärt, d. h. von der Seite der Güter statt der des Geldes her. Tatsächlich war auch das Güterangebot vermindert, aber in viel geringerem Grade als die Geldmenge sich erhöht

hatte. Das Steigen des Dollarkurses wurde mit der passiven Zahlungsbilanz erklärt, die teilweise durch Reparationen hervorgerufen worden sei. Der Glaube an die Stabilität der Währung war derart eingewurzelt, daß man noch eine Rückkehr zur ursprünglichen Goldparität erwartete, als der Dollar schon auf RM 50,— und mehr gestiegen war. Als historisches Vorbild bot sich der Dollar selbst an, der während des amerikanischen Bürgerkrieges um etwa fünfzig Prozent gefallen war und danach doch wieder zur Parität aufgestiegen war. Südamerikanische Erfahrungen, die besonders dem alten Hermann Wallich nahe lagen, betrachtete man offenbar als für Deutschland unmaßgeblich.

Ebenso scheint die deutsche Nationalökonomie der Vorkriegszeit, als Wallich studierte, den berühmten *Bullion Report* aus dem Jahre 1810 den Studenten nicht nähergebracht zu haben. Im *Bullion Report* handelt es sich um die Erklärung des Sinkens des Pfundkurses während der napoleonischen Kriege. Ganz wie in Deutschland nach dem ersten Weltkriege, wurde diese Tendenz — in den der Bank von England nahestehenden Kreisen — weitgehend durch die passive Zahlungsbilanz erklärt, hervorgerufen durch Subsidienzahlung. Die Verfasser des *Bullion Report* legten dagegen dar, daß das Sinken des Pfundkurses durch übermäßige Schöpfung von Zahlungsmitteln seitens der Bank von England verursacht wurde, nachdem die Goldkonvertibilität des Pfundes aufgehoben worden war.

Aus der Bekanntschaft mit der preußischen Wirtschaftsgeschichte waren derartige Erkenntnisse vermutlich nicht leicht zu schöpfen. Aber abgesehen vom Zeitpunkt des Erfassens dieser Zusammenhänge, fiel es Wallich nicht leicht, sich und seine Firma gegen die Inflation zu verteidigen. Die hierzu erforderlichen Maßnahmen entsprachen insofern nicht seinem Empfinden von der konstruktiven Rolle des Bankiers, als sie im wesentlichen darin bestanden, sich in Mark zu verschulden und Dollars, Aktien oder Grundbesitz zu kaufen. Zum guten Teil dank der Geschicklichkeit von Willy Dreyfus kam jedoch die Firma einigermaßen wohlbehalten durch die Inflation, an deren Ende „unser Kapital plötzlich auf dem Gewinnkonto stand“, wie sein Sozium Flersheim es ausdrückte.

Nach der Inflation kam die Periode des Aufbaus. Für die Firma war es eine jener Perioden raschen Erfolges, wie Wallich sie bei einigen in diesem Buche genannten Häusern darstellt. Das Geschäft weitete sich nach allen Seiten. Als Mitglied der Stempelvereinigung,

d. h. der zwölf Banken, die Zugang zum Privatdiskontmarkt und damit zu besonders günstigen Kreditbedingungen bei der Reichsbank hatten, stand die Firma in Hinsicht auf Bonität, wenn auch nicht auf Geschäftsumfang oder gar Kapitalkraft, in einer Linie mit den ersten Banken Deutschlands. Innerhalb dieses Rahmens bemühte sich Wallich besonders um das Kreditgeschäft und um das Konsortialgeschäft. Die Börse lag ihm weniger, und er war wohl mit Recht der Meinung, daß ihm für Aktien das Fingerspitzengefühl abgehe. Verschiedene Reisen nach den Vereinigten Staaten wurden unternommen, davon die erste bereits 1920. Die früher aufgebauten Beziehungen erwiesen sich als nützlich. Die Firma J. Dreyfus & Co. hatte fast überall Zugang. Kreditfazilitäten wurden geschaffen, größere Kredite unter Selbstbeteiligung bei amerikanischen Banken plaziert, Emissionen untergebracht. Auch in London war Wallich besonders gern, den guten Erfahrungen seiner Volontärzeit entsprechend, weniger gern dagegen in Paris.

Seine Eigenschaften als Bankier wie als Mensch kamen voll zur Entfaltung. Persönliche Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit und Großzügigkeit machten ihn zu einem angenehmen Verhandlungspartner. Seine große Zähigkeit wiederum ermöglichte es ihm, auch sehr langwierige Geschäfte schließlich zum Erfolge zu führen. „Der Erfolg ist das letzte Glied einer Kette von Mißerfolgen“ sagte er, und ließ sich demgemäß durch anfängliche Rückschläge nicht entmutigen. Die expansive Tendenz der Zeit gab ihm besonders Gelegenheit zur Betätigung der Eigenschaft, die er bei den von ihm beschriebenen Bankiersfiguren am meisten schätzte: des „kaufmännischen Blicks“.

Es war wohl unvermeidlich, daß eine solche Expansionsperiode auch Schwächen im Geschäft einreißen ließ. Man hatte ein für den Umfang des Betriebes sehr erhebliches Personal, zum Teil noch ein Erbe der Inflationszeit und ihrer hektischen Aktivität. Man baute eine dem Eigenkapital gegenüber zu hohe Bilanzsumme auf, sowie ein starkes Obligo aus Kreditvermittlungen und Garantien. Die Unabhängigkeit, welche die harmonisch arbeitenden Sozien einander gewährten, war nicht immer zuträglich für das Kreditgeschäft.

Im Jahre 1929, noch vor dem vollen Einsetzen der Weltkrise, erlitt J. Dreyfus & Co. große Kreditverluste. Die Bewältigung der Folgen wurde erschwert durch den allgemeinen Rückgang der folgenden Jahre. Immerhin war es ein relativer Glücksfall, daß die

Verluste bei der Firma früher eintraten als bei anderen. So konnte man noch auf zuverlässige Freunde rechnen, bevor diese selbst unter Druck gerieten. Als die Wirtschaftskrise auf ihrem Höhepunkt war, im Jahre 1932, hatte J. Dreyfus & Co. die eigenen Schwierigkeiten bereits überwunden und stand, mit erheblich kleinerem Geschäft, aber innerlich gefestigt da.

Auch in dieser Zeit bewährten sich Wallichs persönliche Eigenschaften. Er hatte außerordentlich gute Nerven, vielleicht weil er weder trank noch rauchte —, oder lief das Kausalverhältnis umgekehrt? Er konnte überall und jederzeit schlafen. Nie aus der Ruhe geratend, konnte er auch anderen etwas von dieser Sicherheit mitteilen. In einer Zeit, in der die mit ihrem persönlichen Vermögen wie mit ihrem Firmenanteil haftenden Sozien den schweren Risiken der Zeit gegenüberstanden, waren gute Nerven vonnöten.

Entstehung der „Großkaufleute und Kapitalisten“

Einen Teil der unter solchen Umständen erwünschten Entspannung schaffte die Arbeit am Buche, dessen erster Band während dieser Zeit schon gute Fortschritte gemacht hatte. Jedoch war es durchaus eine Freizeitbeschäftigung. Seine Sozien merkten von seinem Entstehen so wenig, daß er sie mit dem ersten Band als Geschenk überraschen konnte.

Möglich machte diese Leistung die große Arbeitskraft, die er schon Fürstenberg zwanzig Jahre früher hatte zusagen können. Er stand um halb sieben morgens auf und brachte, von Potsdam kommend — er chauffierte selbst —, den Verfasser dieses Vorworts in die Schule, das Bismarck-Gymnasium zu Berlin-Wilmersdorf. Dies erlaubte ihm, sich danach rasieren zu lassen — er tat es höchst ungern selbst und ließ nach Möglichkeit auch sonntags einen Friseur ins Haus kommen — und noch vor den meisten Angestellten im Büro zu sein. Nach der Mittagspause, gewöhnlich im Club von Berlin, wurde gearbeitet bis sieben oder acht Uhr abends. Auf der Rückfahrt fuhr er nicht selber, weil er noch „zu voll vom Geschäft“ war. Nach dem Abendessen — wie das Mittagessen und anfänglich auch das Frühstück hauptsächlich aus Fleisch bestehend —, setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann seine wissenschaftlichen Arbeiten. Er brauchte wenig Schlaf und arbeitete oft durch bis nach Mitternacht. Seine Fähigkeit, schnell zu lesen, und seine enorme Konzen-

trationsgabe erlaubten ihm, vieles Material zu sichten und seine Gedanken niederzuschreiben, trotz oft gleichzeitiger Gespräche von Frau und Kindern.

Der Arbeit an den „Großkaufleuten und Kapitalisten“ konnte jedoch keineswegs die gesamte Freizeit gewidmet werden. Sonnabend nachmittags, zum Beispiel, wurde zunächst einmal Tennis gespielt, weshalb, als die Kinder groß genug waren, ein eigener Tennisplatz im Garten angelegt wurde. Sonntag morgens wurde um sieben wiederum Tennis gespielt, mit relativ geringerer Begeisterung der jüngeren Generation. Dann wurde den Rest des Tages über auf der Havel gesegelt. Im Laufe der Zeit stieg die Größe der Boote, schließlich bis zu einem Boot der acht Meter R-Formel, für das es auf den kleinen Havelseen kaum Konkurrenz gab. Auf der Kieler Woche 1934, unter Führung von Kapitän Howald, hat sich dieses Boot vorzüglich bewährt. Während der sonntäglichen Fahrten auf dem Jungferensee und Wannsee war es wesentlich wichtiger, daß zahlreiche Freunde und Kinder an Bord Platz fanden.

Den Urlaub verbrachte man häufig auf dem väterlichen Gute Jerchel. Wie die Bankiers, über die er schrieb, hatte sich auch sein Vater ein Landgut zugelegt. Jerchel lag in der Provinz Sachsen, in der Nähe von Rathenow, von Berlin aus leicht zu erreichen. Die Mutter hatte auf diesem Aspekt bestanden —, sie wollte keine „Bettenknüller“, die über Nacht blieben, wenn man sie nur auf einen Tag einlud. So genügte Jerchel den praktischen Ansprüchen der Hausfrau, dem bescheidenen Repräsentations- und dem recht erheblichen Raumbedürfnis der Familie. Aber die Nachbarschaft der Mark Brandenburg machte sich bemerkbar durch einen recht sandigen Boden. Die landwirtschaftlichen Erträge der 2300 Morgen waren entsprechend mager. Es wurde viel an der Wirtschaft herumlaboriert, besonders nach dem Tode des Vaters, 1928, als das Gut in den gemeinsamen Besitz Paul Wallichs und seiner Schwester Ilse Mulert übergegangen war, allerdings mit mäßigem Erfolge.

Auch in Jerchel dürfte während verschiedener Urlaubsperioden ein Teil der Beiträge zu den „Großkaufleuten und Kapitalisten“ geschrieben worden sein. Hauptsächlich aber wurde geritten — gewöhnlich mit der Frau und manchmal mit den Kindern, wobei dann die rittmeisterlichen Gewohnheiten wieder zu Tage traten —, auf die Jagd gegangen und Tennis gespielt. Die Jagd blieb hauptsächlich

auf Kaninchen beschränkt, da Wallich sich scheute, ein so schönes Tier wie einen Rehbock zu schießen.

Der Hauptteil der Arbeit an den drei Bänden wurde in Potsdam geleistet, wo die Familie seit 1930 das ganze Jahr über wohnte, nachdem die Winterwohnung in Berlin aufgegeben worden war und der halbjährliche Umzug damit ein Ende gefunden hatte. Dieses Haus, an der Neuen Königstraße neben der Glienicker Brücke gelegen, war ursprünglich von Persius für einen Kammerherrn Friedrich Wilhelms IV. gebaut worden, im italienischen Stil der Zeit. Wallichs Großvater mütterlicherseits hatte es gekauft, als er um 1860 aus Portugal zurückkam; es ging dann an Hermann Wallich und schließlich an Paul Wallich über. Paul Wallich hatte es wesentlich vergrößert. Doch trotz der vielen Zimmer bot das Haus nur ungenügend Raum für die verschiedenen Büchersammlungen, die von Berlin nach Potsdam umgesiedelt werden mußten.

Diese Sammlungen wurden ständig vergrößert, wengleich nicht in allen Richtungen. Mit der Zeit konzentrierte sich das Sammelinteresse immer mehr auf Gebiete, die mit den „Großkaufleuten und Kapitalisten“ zusammenhingen. Das ursprüngliche Interesse an literarischen Erstausgaben trat zurück. Es bestanden im wesentlichen die folgenden Abteilungen:

1. Deutsche Literatur der Jahrhundertwende (teilweise noch auf seine Schülerzeit zurückgehend).
2. Deutsche Barockliteratur (ebenfalls ein sehr frühes Interesse).
3. Wirtschaftswissenschaftliches Material, mehr oder weniger eng mit seiner Forschung zusammenhängend; seit etwa 1950 in der Baker Library der Universität Harvard.
4. Preußische Geschichte, ebenfalls auf die Forschung ausgerichtet; seit etwa 1953 in der Sterling Library der Universität Yale.
5. Handschriften, Marginalien und dergleichen, besonders Friedrich den Großen betreffend. Über diese Sammlung erschien 1938 ein Katalog⁵.

In früheren Jahren scheint auch eine spezielle Voltaire-Sammlung bestanden zu haben, auf Grund deren er, in Verbindung mit Hans von Müller, eine *Bibliographie der Deutschen Voltaire Litteratur*

⁵ Aus der Sammlung Paul Wallich — Urkunden und Aktenstücke, Manuskripte und Drucke, Zeitungen und Adreßbücher zur Geschichte Brandenburg-Preußens, insbesondere zur Wirtschafts- und Familiengeschichte Berlins. Als Manuskript gedruckt: 1938.

des 18. Jahrhunderts verfaßte⁶. Diese Sammlung verschenkte er Anfang der zwanziger Jahre an eine staatliche Bibliothek. Das Sammeln von Büchern und Handschriften vollzog sich systematisch an Hand von Katalogen. Glückliche Funde ergaben sich beim Durchstöbern von Antiquariaten, besonders im Auslande. So erwarb er eine Erstausgabe von Hans Sachs' „Die Wittembergisch Nachtigall“ in London für zehn Schillinge. Alle diese Bücher blieben während des Krieges in dem Hause in Potsdam. Nach dem Kriege wurden sie zuerst nach Berlin und dann, während der Blockade, nach den USA transportiert.

In der Hitlerzeit konnte die Firma J. Dreyfus & Co. ihr Geschäft, nachdem die Wirtschaftskrise überstanden war, zunächst noch einigmaßen normalisieren. Im Jahre 1935 wurden nicht nur die Zinsen auf das Kapital verdient, sondern darüber hinaus genug, um etwaige Schwächen in der Bilanz auszugleichen. Die Engagements der Firma gegenüber ausländischen Gläubigern, ursprünglich von erheblichem Gewicht, seit 1931 unter dem allgemeinen Stillhaltabkommen, konnten mit geringen Verlusten abgebaut werden. Sie betrug 1938 nur noch 5 Prozent des Ausgangsbetrages. Aber das ausländische Geschäft, das die besondere Stärke Paul Wallichs wie auch Willy Dreyfus' war, fiel der Devisenbewirtschaftung zum Opfer. Das inländische wurde durch die NS-Maßnahmen langsam zerstört. Wallichs Suche nach einem geeigneten Partner, an den das Geschäft möglicherweise hätte übergeleitet werden können, führte zu immer neuen Enttäuschungen. Von Jahr zu Jahr mehr bezeugen seine Briefe, wie jede Alternative, auf persönlichem wie auf geschäftlichem Gebiet, sich immer nach der negativen Seite entscheidet.

Das persönliche Leben wurde drückend. Der Kreis seiner Freunde verengerte sich, wenngleich er alte Gewohnheiten, wie etwa die, seine früheren Schulfreunde einmal im Jahr bei sich im Hause zu sehen, oder näheren und entfernteren Freunden finanziell beizustehen, beibehalten konnte. Wenn die Kinder in den Ferien in Deutschland waren, machte er mit ihnen größere Autoreisen. Obwohl er in manchen Städten des Auslands heimisch war, wollte er sich nicht von Deutschland trennen.

Im Jahre 1937 wurde klar, daß die Bank nicht zu halten war. Der Verkauf an die Münchener Firma Merck, Finck & Co. wurde in die

⁶ Gedruckt 1921 in 300 Exemplaren für die *Gesellschaft der Bibliophilen*.

Wege geleitet und im März 1938 zum Abschluß gebracht. Wallich schloß einen zehnjährigen Vertrag mit den Käufern für eine Beratertätigkeit. Im Herbst des Jahres 1938 war er noch einmal in New York zur Bereinigung einer Anleihe der pfälzischen Städte, welche J. Dreyfus & Co. zusammen mit der Firma Ames Emerich & Co. während der zwanziger Jahre emittiert hatte. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Berlin ging er freiwillig aus dem Leben.

Grundlagen des Werkes

Vor seinem Tode noch war Band 2 des Werkes erschienen, im Jahre 1938 als Manuskript gedruckt. Band 3, den er in seinem Testament vorfinanzierte, wurde von seinem Mitarbeiter Dr. Hugo Rachel vollendet und erschien, als Manuskript gedruckt, 1939. Zwischen dem Erscheinen des ersten und des letzten Bandes liegen also fünf Jahre.

Die Arbeit an den drei Bänden erstreckte sich über eine erheblich längere Zeit, in gewissem Sinne beginnend schon mit dem Zyklus von Vorträgen über die Geschichte des Bankwesens in Deutschland aus dem Jahre 1906, nachdem das Thema über die Finanzen Friedrichs des Großen, das als Doktorarbeit vorgeschlagen war, nicht aufgegriffen wurde. Diesem war im Jahre 1921 ein Aufsatz über *Gebr. Berend & Co., Berliner Heereslieferanten, Bankiers und Industrielle aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts*⁷ gefolgt.

Der Kontakt mit dem Thema wurde intensiviert durch Eintritt in den „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“, dem auch sein Schulfreund, der Historiker Johannes Schultze, angehörte. Diesem Verein konnte er in der Inflationszeit Dienste erweisen, 1922 wurde er zum Schatzmeister gewählt. Er verpflichtete sich damit zur aktiven Mitarbeit an der brandenburgisch-preußischen Geschichte.

Der empirische Charakter der Berliner Großkaufleute und Kapitalisten lag von Anfang an fest. Der Einfluß von Lotz hat hier, wie schon beschrieben, eine Rolle gespielt. In gleicher Richtung hat die Tatsache gewirkt, daß Paul Wallich steigendes Interesse an produktiver Tätigkeit gewann, wie er sie im Beruf ausübte. Dieser Drang zur Produktivität zeigte sich, ebenso wie beruflich, in der Tatsache,

⁷ In: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte*, Bd. 33 (1921), S. 369—407.

daß das schöngeistige Interesse des Büchersammlers überging in das Bedürfnis, selbst zu schreiben.

Für den in der Geschichte der Lehrmeinungen Bewanderten wäre es verlockend, die „Großkaufleute und Kapitalisten“ dem Ideenkreis von Joseph Schumpeter zuzuordnen. Wallichs Interesse an der Person des großen Geldmannes und an seinem „kaufmännischen Blick“ entspricht Schumpeters Betonung des Entrepreneurs und seiner Innovation als dem *primum movens* der wirtschaftlichen Entwicklung. Jedoch wäre es falsch, in Wallich einen bewußten Schumpeterianer zu sehen. Schumpeters Werke erschienen nach Wallichs Studienzeit. Wallich dürfte Schumpeters Namen als den eines führenden Bonner Professors und natürlich als den eines ehemaligen Wiener Bankiers und österreichischen Finanzministers gekannt haben. Ob und inwieweit er jedoch mit Schumpeters Ideen vertraut war, ist unbekannt.

Wahl und Behandlung des Themas ergaben sich aus Beruf, Wohnort und auch aus der wachsenden Neigung zu einer antitheoretischen Einstellung. Er war Bankier, in Berlin großgeworden, hier lag sein Arbeitsfeld. Woher die besondere Bewunderung für Friedrich den Großen stammt, ist nicht ganz klar. Daß sie bestand, ergibt sich sowohl aus dem Buche wie aus seiner Sammlung zu dieser Persönlichkeit. Es dürfte die Vielseitigkeit Friedrichs des Großen gewesen sein, die ihn beeindruckte.

Daß die Zeit Friedrichs des Großen und seiner Vorgänger sich hinsichtlich der absoluten Größe der finanziellen Transaktionen nicht mit der des Deutschen Reiches messen konnte, bedeutete Wallich nicht viel. Wesentlich war ihm das Interesse an der Qualität der kaufmännischen Leistung, gemessen an den Möglichkeiten der Zeit.

Abgesehen von der Wahl des Themas und seiner formalen Behandlung, läßt der untheoretische und unideologische Charakter des Werkes nur gelegentlich den persönlichen Standpunkt des Autors durchschimmern. Man darf mit Sicherheit davon ausgehen, daß Wallich den Bankiersberuf für einen wirtschaftlich wichtigen Beruf ansah. Er witterte nicht hinter jedem Zinssatz, jedem Agio eine Ausbeutung. Er glaubte gewiß an das kapitalistische System, an die wesentliche Rolle des Unternehmertums innerhalb desselben, an die Rechte des Gläubigers und die Notwendigkeit, Schulden zu bezahlen, an die Bedeutung der Stabilität von Währungen, Institutionen und Gesetzen.

Als Wissenschaftler enthält er sich jedoch fast durchweg der Wertung. Wo Fürst oder Bankier gegen die ihm selbstverständlichen Maximen verstoßen, wird der Vorgang erzählt, aber nicht moniert. Im allgemeinen bewegen sich die Ereignisse ja auch im Rahmen des preußischen Rechtsstaates, — Schulden wurden weitgehend bezahlt, Währungen, Institutionen und Gesetze blieben einigermaßen stabil. Die Verstöße, im Sinne der theoretischen Nationalökonomie, gegen eine vernünftige Wirtschaftspolitik seitens des Staates und die — wiederum im Sinne der Theorie — manchmal wirtschaftsschädigenden Handlungen der Unternehmer werden objektiv dargestellt. Es ist wahrscheinlich, daß der Autor bewußt eine Wertung vermied; es ist aber auch denkbar, daß er in manchen Fällen die Schwächen nicht als solche empfand.

Gewertet wird — und auch da hauptsächlich *implicit* — die unternehmerische Leistung. Schneller Aufbau eines großen Geschäfts, der kaufmännische Blick, aber auch die entsprechenden Fähigkeiten und Leistungen im Staatsdienst werden öfter mit Achtung vermerkt. Gleichzeitig wird das Absinken eines Unternehmens registriert als normales Unternehmer-Schicksal. Manchmal geschieht dies fast im Sinne einer klassischen Tragödie, mit der ja die zu einem Bankrott führenden Umstände oft eine starke Ähnlichkeit aufweisen.

Als wertvoll erweist sich in den von Wallich beigezeichneten Teilen des Buches seine finanzielle Sachkenntnis. Selten gibt er einen ursprünglichen Quellentext in einer Form wieder, die den Leser im unklaren läßt, wie der Geschäftsvorgang war. Er weiß immer, wer Schuldner, wer Gläubiger ist, ob gekauft oder verkauft, ob gezahlt oder nicht gezahlt wurde, und in welcher Form es geschah. Er kennt die Usancen, versteht die wirtschaftlichen Gründe der Operation und legt sie dar.

Die Behandlung von Andreas Kraut ist in dieser Hinsicht beispielhaft. Die positive Einschätzung des schon früh erfolgreichen Mannes ist unverkennbar, im Gegensatz etwa zu der im Text öfters zitierten Bewertung durch Hinrichs. Kraut hatte den kaufmännischen Blick, war wirkungsvoll im Geschäftsgebahren, baute ein großes Vermögen auf. Das waren für Wallich wesentliche Momente. Zugleich schützt ihn seine Kenntnis der Währungsusancen vor der Annahme, der andere Historiker verfallen waren, alle für Agio berechneten Summen seien in Krauts Tasche geflossen⁸.

⁸ *Berliner Großkaufleute und Kapitalisten*, Band II, S. 159 f.

Diese Fachkenntnis half Wallich auch, aus dem meist einseitigen Material ein einigermaßen abgerundetes Bild zu schaffen. Für die meisten der zu schildernden Personen und Vorgänge, besonders die früheren, sind Geschäftsakten nicht erhalten. Das Material besteht im wesentlichen aus Gerichtsakten, obrigkeitlichen Dokumenten und Grundbucheintragungen. Eine weniger geschickte Darstellung würde also den Eindruck erwecken, daß die Großkaufleute und Kapitalisten hauptsächlich Prozesse geführt, Geschäfte mit dem Staat gemacht und Grundstücke gekauft oder beliehen hätten. Mit vieler Geschicklichkeit haben Wallich und seine Mitarbeiter es verstanden, aus dem einseitigen Material Rückschlüsse auf die Art des Geschäftes und seine Fortschritte zu ziehen.

Die Natur des Materials, in Verbindung mit der beabsichtigten Darstellung, hatte noch eine zweite Folge. Sie verlangte genaue Forschungsarbeit. Um ein allgemeines Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse zu geben, soweit die Einseitigkeit des Materials dies überhaupt zuläßt, würden Übersichten und Stichproben allenfalls genügen. Die Verfolgung der Schicksale eines bestimmten Personenkreises erforderte eine sorgsame Durchforschung aller erreichbaren Primärquellen. Die Fußnoten der „Großkaufleute und Kapitalisten“ zeigen, wie weit diese Arbeit getrieben wurde.

Wenn heute Interesse an einer Neuauflage besteht (— bei Band 2 und 3 handelt es sich wegen der anomalen Zustände 1938/39 und wegen der weitgehenden Zerstörung des ausgedruckten Bestandes beinahe um eine erste Veröffentlichung —), so ist das in nicht geringem Maße zurückzuführen auf das sorgfältige Studium von Quellen, die überdies heute mindestens teilweise nicht mehr vorhanden sind. In zweiter Linie hat sich das Werk als beständig erwiesen, weil es einen ideologischen oder theoretischen Standpunkt vermieden hat. Ein Versuch, die wirtschaftlichen Ereignisse im Sinne einer bestimmten Wirtschaftstheorie darzustellen, hätte die drei Bände schnellem Veralten ausgesetzt.

So wie es vor uns liegt, darf das mit einigen Zusätzen und Verbesserungen versehene Gesamtwerk heute vielleicht mit einem stärkeren Interesse der Forschung rechnen als in den sich verdüsternden dreißiger Jahren. Als damals (1938) der zweite Band erschienen war, ließ ihn Paul Wallich seinem Freunde Johannes Schultze mit der Widmung zugehen: *pinxit in tormentis*.

JOHANNES SCHULTZE

Zur Einführung

Der Kaufmann ist eine sehr vielgestaltige, sich wandelnde Erscheinung, die für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Völker von größter Bedeutung war und ist. Der Händler war in der Frühzeit ein reisender Unternehmer, aber von wesentlich anderem Format als der spätere Hausierer, von dem er sich schon dadurch unterschied, daß er vornehmlich auch als Einkäufer wirkte. Bei der geringen Kenntnis der geographischen und ethnischen Verhältnisse im Altertum und bei den Mängeln der Straßen stellte eine solche Tätigkeit hohe Anforderungen an Wagemut, körperliche Leistung und Betriebsmittel. Die damit verbundenen Gefahren ließen sich, wie das wohl meist bei großen Entfernungen geschah, durch Zusammenschluß solcher Unternehmer verringern. Das Erscheinen des Handelsmannes setzte bereits städtische Kultur, Kunstgewerbe und gesteigerte Lebensbedürfnisse voraus. Für die Entstehung der Handelswege zu Lande dürfte der frühzeitig einsetzende regelmäßige Viehhandel die maßgebende Rolle gespielt haben. Der hohe Gewinn, der sich durch den Austausch von Kulturgütern gegen Landesprodukte erzielen ließ, gab neben dem Reiz des Abenteuers den stärksten Anreiz dazu. Griechische, etruskische, römische, dann jüdische und arabische Händler haben in der Frühzeit zwischen Rhein und Weichsel Handel getrieben. Neben dem Vieh bildeten hier auch Sklaven einen lebenden Hauptausfuhrartikel aus den slavischen Ländern. Aufgeschlossen für Kunstgewerbe und Handel waren auch Angehörige der germanischen Völker. Ein fränkischer Handelsmann namens Samo trieb Anfang des 7. Jahrhunderts im Verein mit anderen Kaufleuten Handel mit slavischen Völkern. Er zeichnete sich dort zugleich als Kriegsmann aus, wurde zum König erwählt und begründete, wohl von Böhmen aus, ein großes Reich, das jedoch mit seinem Tod nach fünfunddreißig Jahren schon sein Ende fand¹.

¹ Chronik des Fredegar, Kap. 48; vgl. auch L. v. Ledebur, *Samo's Heimath und Reich. Castrum Vogastense*. In: *Märk. Forsch.* 2 (1843), S. 37 ff.

Er muß ein Kaufmann von größtem Format und zugleich, wie auch spätere Kaufleute des Mittelalters, von adlig-ritterlichem Stande gewesen sein. Der Aufstieg des Samo ist zugleich Zeugnis von dem großen Ansehen, das der Kaufmann bei den Völkern der Frühzeit genoß. Auch die Friesen galten schon früh als vorzügliche Kaufleute. Es waren vornehmlich Angehörige der oberen Volksschicht, die kaufmännischen Handel trieben, der keineswegs das persönliche Ansehen schädigte, wie etwa später der Handel des kleinen Hausierers. So bildete z. B. im alten Rom der Ritterstand eine Geldaristokratie, zu der die Großkaufleute gehörten.

Die Entstehung fester Marktorte und Marktzeiten an Fürsten- und Bischofssitzen führte zu räumlich und zeitlich festliegenden Handelsreisen. Mit den großzügigen Städtegründungen im 12. und 13. Jahrhundert ergab sich für den Kaufmann die Möglichkeit zur Selbsthaftigkeit, wenngleich Beschaffung und Absatz der Waren weiterhin Reisen zu Lande und Wasser notwendig machten. Bemerkenswert ist die ungemein schnelle Besetzung der zahlreich zwischen Elbe, Oder und Warthe im 13. Jh. von den Landesherren gegründeten Städte, die schon in kürzester Zeit mit einer vollständigen aus Kaufmannschaft und Gewerben aller Art bestehenden Einwohnerschaft in Erscheinung traten. Solches läßt sich allein aus einem damaligen starken Überschuß entsprechender Bevölkerung im deutschen Westen erklären. Nach Berlin und Cölln dürfte der Zuzug vornehmlich aus der Gegend des Niederrheins erfolgt sein, worauf der Name Colonia deutet, wo auch die Familie des ersten Schultheißens Marsilius beheimatet war.

1244 wird Berlin zuerst urkundlich genannt, aber der Ursprung städtischer Siedlung reicht hier bis in die Zeit der Jahrhundertwende zurück. 1253 war die Stadt schon so bedeutend, daß sie bei der Gründung der Oderstadt Frankfurt als Rechtsvorbild dienen konnte. 1280 erscheint sie als Tagungsort einer ritterschaftlichen ständischen Versammlung in der Rolle eines Landesmittelpunktes. Sie war bereits in der Lage, mindestens 100 anspruchsvollen Personen (57 adlige Teilnehmer werden mit Namen genannt, denen je ein mehrköpfiger Anhang zuzurechnen ist) mit Pferden Herberge und Verpflegung zu gewähren. Schon aus solchen allgemeinen Verhältnissen darf man schließen, daß neben dem üblichen städtischen Gewerbe hier ein umfangreicher Handel sesshaft war.

In vorliegendem Werk wird auf Seite 2 gesagt: „Hinsichtlich des

Handels ist zunächst festzustellen, daß Berliner niemals gewinnbringenden Fernhandel getrieben haben, wie es von anderen westfälischen und altmärkischen Binnenstädten geschah. Wenn Berliner Roggen schon im 13. Jh. in Flandern vorkommt, so war er nicht durch Berliner, sondern durch Seestädter dahin gebracht.“ Diese Meinung bedarf der Einschränkung.

Aus den Eintragungen eines Hamburger Schuldbuches aus den Jahren 1288 bis 1323² geht zweifelsfrei hervor, daß von Berliner Kaufleuten ein ansehnlicher Export von Roggen, Holz und anderen Waren nach Hamburg betrieben wurde, die von dort zu Schiff zum Teil auch weiter nach Flandern und England gingen. Berliner konnten mit ihren Spreekähnen natürlich nur bis Hamburg gelangen, die Weiterverschiffung mußten sie anderen überlassen. Aus den in Zollrollen der Grafen von Holstein um die Mitte des 13. Jhs.³ enthaltenen Bestimmungen für die Kaufleute der Markgrafen von Brandenburg geht eindeutig hervor, daß von solchen Handel über Hamburg nach Flandern und England betrieben wurde, wobei es sich um die Ausfuhr von Roggen und anderen Waren und um die Einfuhr von flanderischen Tuchen handelte. Der unmittelbare Handel von Märkern nach Holland ist weiter durch ein Zollprivileg König Wilhelms von 1252 für die mit ihren Waren die Grafschaft Holland durchreisenden Kaufleute aus der Mark bezeugt. Sicher ist auch, daß die Ausfuhr nach Hamburg zu Schiff auf märkischen Fahrzeugen erfolgte, da die genannte Zollrolle ausdrücklich Schiffe erwähnt, die Korn aus der Mark nach Hamburg brachten und wieder zurückfuhren. Es wurden dabei mehrere Schiffsarten unterschieden. Daß um diese frühe Zeit bereits Händler aus Berlin an diesem märkischen Handel beteiligt waren, ist natürlich nicht erwähnt, es war aber ganz zweifellos um 1280 der Fall, da der durch das Hamburger Schuldbuch zahlreich erwiesene Anteil nicht erst um 1288 entstanden sein kann, sondern bereits eine ältere Gewohnheit voraussetzt. Müller-Mertens⁴ zählt auf Grund des Hamburger Schuld-

² *Das Hamburgische Schuldbuch von 1288*. Bearbeitet von Erich von L e h e , Hamburg 1956.

³ A. F. R i e d e l , Codex dipl. Brand. B I, S. 74 ff.

⁴ Eckhard Müller - M e r t e n s , *Untersuchungen zur Geschichte der brandenburg. Städte im Mittelalter*, Teil IV. In: Wissenschaftl. Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe, Jg. VI (1956/57), Nr. 1, S. 9 ff.

buches in den Jahren 1288 bis 1323 86 Eintragungen von Schuldverpflichtungen, an denen Händler aus Berlin und Cölln beteiligt waren, bei insgesamt 138 Eintragungen von märkischen Kaufleuten überhaupt. Allein diese Zahlen und das Zahlenverhältnis besagen genug für die damalige Bedeutung des Berlin-Cöllner Handels auch im Vergleich mit dem altmärkischen. Haupthandelsware war Roggen. Da dieser als „Roggen von Berlin“ bezeichnet wurde, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser damals umfangreiche märkische Exportartikel vornehmlich durch Berliner Händler nach Hamburg gelangte. Soweit er etwa nach Holland oder England bestimmt war, mußte er in Hamburg umgeladen werden. Eine Schiffsladung umfaßte auf den flachen Flußkähnen nicht mehr als 2 Wispel (= 48 Scheffel), an Gewicht 2000 kg. Von größtem Umfang war aber in diesen Jahren die Ausfuhr von „Wagenschott“, womit man geschnittenes Eichenholz bezeichnete. Es wurde besonders für den Wiederaufbau in Hamburg nach einem Brande von 1284 benötigt, aber auch nach Flandern (Gent) geliefert. In den Jahren 1288 bis 1295 wurden rückständige Zahlungen oder Lieferungen für 85 000 Stück Wagenschott für Berlin-Cöllner notiert. Beteiligt an diesem Geschäft waren: Typo Crumvoet in Cölln, Thile von Hameln, Johann Rode, Hermann Mucke, Thide Man, Konrad von Beliz, Heinrich Wiprecht, Albert Kreyenvoet (Krähenfuß), in denen wir sämtlich Berlin-Cöllner Händler von Format zu erblicken haben. Genannt werden ferner noch aus Berlin-Cölln: Heinrich Longus (Lange), Willekin, Heinrich Smersnider, Hagedorn, Johann Mosecou. Selbstverständlich muß dem Export ein Import entsprochen haben, bei dem besonders Tuche aus Flandern erwähnt werden. Die im Schuldbuch notierten Summen für Kaufleute in Gent und Utrecht lassen auf beträchtliche Lieferungen schließen. Müller-Mertens faßt seinen Eindruck von diesen Berliner Händlern dahin zusammen: „Sie waren Großhändler im Sinne ihrer Zeit, deren Tätigkeitsbereich sich weit überwiegend auf den Fernhandel erstreckte und die sich dem Einzelverkauf nur noch am Rande gewidmet haben werden.“ Für diesen Fernhandel spricht auch ein Privileg Markgraf Woldemars von 1317, in dem er den Bürgern in Berlin und Cölln freie Schifffahrt mit ihren Waren über Oderberg und freie Ausfuhr von Getreide bei ausreichender Ernte bewilligte. Bei der Verschiffung über Oderberg mußte die Ware auf dem Landwege zur Oder

gebracht werden⁵. Ziel dieser Verschiffung von Oderberg aus war Stettin, während die Getreideausfuhr zu Schiff von Berlin auf dem Wasserweg nach Hamburg erfolgte. 100 Jahre später, 1409, erteilte Markgraf Jobst den Bürgern von Berlin und Cölln das Privileg, ihre Kaufmannswaren in Freienwalde oder in Finow ein- und auszushippen. Offenbar war das Privileg von 1317 nicht mehr genutzt worden.

Wenn in diesem Buch gleich zu Anfang (Seite 1) die Feststellung gemacht wird: „Für den Wasserweg gewann die Stadt erst einige Bedeutung, als der Spree-Havel-Lauf im 16. Jahrhundert schiffbar gemacht und im 17. Jh. der Oder-Spree-Kanal hergestellt war“, so bedarf auch diese Meinung der Einschränkung. Der Wasserweg über die Spree hat bereits im frühen Mittelalter eine erhebliche Rolle gespielt. Mit den damaligen flachen Schiffen war der Warentransport selbst auf kleinen Fließchen, wie z. B. auf der Stepenitz bei Perleberg, zu bewerkstelligen und dem Transport auf den schlechten und unsicheren Landwegen bei weitem vorzuziehen. So ist auch ohne jeden Zweifel der damalige Berliner Export von Getreide und Holz nach Hamburg nur zu Wasser über Spree und Havel gegangen. Das Schuldbuch erwähnt auch gelegentlich ein Schiff des Berliners Hermann Mucke „*gen. prahm*“ (Prahm). Der Chronist des 16. Jahrhunderts Leuthinger sagt (*De Marchia*, S. 267) von der Spree, daß sie für die Städter von Bedeutung sei für den Transport von allerhand Waren: Holz, Steine, Kalk, Getreide und sonstigem Bedarf, und daß sie den Kaufleuten vom fernsten Ozean den Zugang öffne. Solches galt also bereits vor der besonderen Schiffbarmachung. Das Fehlen von bestimmten Nachrichten darf nicht zu rein negativen Schlüssen führen. Bekannt ist auch, daß zur Zeit Karls d. Gr. eine Friesenflotte die Operationen des Landheeres östlich der Elbe die Havel weit aufwärts begleitete.

Die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert bildete einen Höhepunkt in der Entwicklung des brandenburgischen Städtewesens. Die kurz danach beim Erlöschen des askanischen Fürstenhauses einsetzenden Unruhen und Kämpfe, die auch unter den Wittelsbachern nicht aufhörten, das dadurch begünstigte Anwachsen des Räuberunwesens, dem man durch Verstärkung der städtischen Befestigung

⁵ Über diesen Landweg siehe K. F. Klöden, *Diplom. Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg* Bd. 2, Berlin 1844, S. 447 ff.

gen zu begegnen suchte, mußten sich auch stark auf die Handelsunternehmungen auswirken. Dazu kamen dann noch die verheerenden Seuchen, die nicht minder Handel und Wandel und die Lust zu größeren Unternehmungen lähmten. Auf der anderen Seite dürfte auch zur gleichen Zeit ein Rückgang, ja teilweises Versiegen bei den bisherigen Hauptausfuhrartikeln eingetreten sein. Die frühere großzügige Abholzung hatte kaum schon ausreichenden Nachwuchs gefunden, und die Getreideernten gingen wegen Erschöpfung des Bodens, auch klimatischer Einwirkung zurück. Bei Erträgen, die nach späteren Angaben nicht über das vierte oder im besten Falle fünfte Korn hinausgingen, konnten kaum namhafte Mengen für den Export außer Landes zur Verfügung stehen.

Daß trotz alledem die bürgerliche Oberschicht, welche Träger der geschäftlichen Unternehmungen und zugleich Inhaber und Nutznießer der städtischen Verwaltung war, im besonderen sich auch der Nutznießung des mit den Grundstücken verbundenen einträglichen Brauprivilegs erfreute, über große Vermögen verfügte, zeigt der im Landbuch von 1375 verzeichnete bürgerliche Lehnsbesitz in den Landgemeinden (vgl. unten S. 4 ff.)⁶. Nach der Aufstellung von Müller-Mertens⁷ bezogen 1375 rund 40 Familien in Berlin und Cölln zusammen an jährlichen Renten verschiedener Art aus ihrem dörflichen Besitz über 1200 frusta. (*Frustum* oder „*Stück*“ bezeichnet eine Recheneinheit für die gleichmäßige Bewertung der verschiedenen Geld- oder Naturalleistungen der Landbevölkerung, wobei z. B. 1 Wispel Roggen an Wert 1 Pfund Pfennige = 20 Schilling entsprach). Diese Summe ergibt durchschnittlich eine Rente von 30 frusta für die 40 Familien. Von diesen bezogen aber 6 Familien (der Schultheiß Tilo von Brugge, Hönow, Rike, Rode, Ronnebom, Trebus) allein zusammen 602 frusta, also eine jede durchschnittlich 100 frusta = 100 Pfund Pfennige oder 100 Wispel = 2400 Scheffel Roggen jährliche Rente. Am meisten besaß die Familie Rike mit 135 frusta. Das sind nach heutigem Roggenpreis, der Wispel zu 1000 kg gerechnet, etwa 54 000 DM Kapitalrente (100 kg etwa 40 DM). Vergleichen wir damit die von Müller-Mer-

⁶ Der Seite 5 aufgeführte Liborius Botel ist zu streichen, er war Bürger von Bernau.

⁷ Müller-Mertens a. a. O., S. 4.

tens für Stendal festgestellten entsprechenden Zahlen, so genossen dort 81 (also doppelt soviel Bürger wie in Berlin und Cölln) zusammen 1749 frusta, durchschnittlich der einzelne 21,5 frusta. In Prenzlau wurden desgl. für 46 Bürgerfamilien Renten in Höhe von 1126 frusta errechnet, so daß sich hier fast die gleichen Verhältnisse wie für Berlin und Cölln zusammen ergeben. Da wir zufällig für Prenzlau die Zahlen aus dem Jahre 1311 über gleichen Lehensbesitz der damaligen Bürger besitzen, wo nur 30 Familien daraus 534 frusta an Rente bezogen, können wir daraus entnehmen, daß sich dort die bürgerliche Vermögensbildung dieser Art von 1311 bis 1375 um über 100% gesteigert hatte, und man kann dies wohl auch bei den anderen Städten annehmen. Schlüsse auf Verdienste aus Großhandel lassen sich daraus um so weniger ziehen, als solcher in Prenzlau bei der Vermögensbildung am wenigsten mitgewirkt haben kann. Ansehnlichen Gewinn zog die Oberschicht jedenfalls aus ihrem Ackerbesitz und der daraus betriebenen Bierbrauerei. Im allgemeinen bewegten sich die städtischen Vermögensverhältnisse auch im 15. Jahrhundert rückläufig, wie sich aus dem Verfall von Grundstücken und Befestigungswerken ergibt. Andererseits lassen auch zahlreiche fromme Stiftungen, Kirchengausstattungen (Bernauer Altar) und auch stattliche Bürgerhäuser auf ansehnlichen Wohlstand schließen. Der Konflikt der Städte Berlin und Cölln mit Kurfürst Friedrich II., bei dem sie das Niederlagsrecht, das Bündnisrecht, die Gerichtsbarkeit einbüßten und die Angehörigen der patrizischen Oberschicht ihren Lehnsbesitz verloren, trug nicht dazu bei, die bürgerliche Unternehmerlust zu fördern. In gleichem Sinne lähmend scheint sich auch die zunehmende Bevormundung durch den Landesherrn ausgewirkt zu haben. Die Verlegung der festen Residenz nach Cölln brachte jedoch mit der Versorgung des Hofhaltes eine neue ansehnliche Erwerbsquelle, wie auch die nunmehr ständig in Berlin stattfindenden Versammlungen der Landstände für das Herbergs- und Nahrungsmittelgewerbe ergiebig geworden waren.

Der Handel war wie das Gewerbe in Gilden organisiert, die vornehmste, die auch den Großhändler erfaßte, war die Gilde der Gewandschneider, die das alleinige Recht besaßen, den Tuchschnitt zu üben. Sie repräsentierten zugleich das bevorrechtete patrizische Bürgertum, in dessen Händen die städtische Verwaltung lag.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Privileg, das Kurfürst Friedrich II. 1457 Bürgermeister und Rat der Altstadt Branden-

burg auf deren „*fleißiges Bitten*“ erteilte. Er verlieh darin ihnen und ihren Kindern, „*die da ratleute sein werden*“, zu ewigen Zeiten das Recht, in Städten und auf Jahrmärkten „*nach ellen zale*“ Gewand zu schneiden und die Gewandschneidergilde in der Altstadt zu bestellen. Das gleiche Recht wie die in der Gilde geborenen erhielten auch die Schöffen. Niemand, heißt es, dürfe Gewand schneiden, der nicht die Gewandschneidergilde vom Landesherren oder vom Rat der Altstadt oder von einer anderen märkischen Stadt erhalten habe. Diese offizielle enge Verbindung zwischen Rat, Gericht und Gewandschneidergilde stellte jedoch anscheinend einen besonderen Fall in der Mark dar. In Berlin-Cölln wurden die Vorrechte dieser Gilde durch die willkürliche Heranziehung von Lieferanten für den Landesherren und seinen Hofhalt übergangen, wie sich auch aus der folgenden Darstellung ergibt. Jedenfalls steht auch dieser Brandenburger Vorgang von 1457 in Kontrast zu dem höchst selbstherrlichen und wagemutigen Auftreten der oberen Bürgerschaft im 13. und 14. Jahrhundert. Der Wagemut zum Betriebe eines selbständigen Großhandels war aus diesem Milieu nicht zu erwarten. Es lag vielleicht auch kein Bedarf dafür im Berlin-Cölln des 15. und 16. Jahrhunderts vor.

Eine wesentliche Ergänzung zu dem Schlußkapitel des vorliegenden Bandes über das 1628 vereinigte Handelsunternehmen der Familien Weiler und Essenbrücher bietet der schriftliche Nachlaß des aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges bekannten Generals Hans Georg v. Arnim⁸. Während der Verfasser dieses Abschnittes, Rachel, (unten S. 328) eine aktive Beteiligung des Teilhabers Essenbrücher vermißt, ergibt sich aus den Papieren v. Arnims, daß Essenbrücher 1628 bis 1635 alle Geschäfte mit ihm tätigte. Die Verbindung Arnims mit den Häusern Weiler und Essenbrücher war schon älteren Datums. Bereits vor 1600 hatte der Vater des Generals dort Geld geliehen. Seit 1628 war dann Essenbrücher sein ständiger Geschäftspartner, der die Kontributionsgelder in Depot nahm, die Ausrüstungsgegenstände für seine Truppen, Kürasse, Musketen, Rüstwagen, Monturen usw. lieferte, auch den persönlichen Bedarf des Generals an Kleidung, Wein, Delikatessen, auch Gemälde für Schloß

⁸ K. S c h w a r z , *General Hans Georg v. Arnim u. die Berliner Handelshäuser Weiler u. Essenbrücher im Dreißigjährigen Kriege*. In: Jb. f. d. Gesch. Mittel- u. Ostdeutschlands 12 (1963), S. 78—102.

Boitzenburg besorgte und Gelder im Bedarfsfalle vorschöß. 1632 wurden, z. B. 700 Rüstungen, 560 Arkebusierrösser, 140 Musketen u. a. von ihm geliefert. Nach der Liquidation der Gemeinschaftshandlung Weiler-Essenbrücher erhielt Essenbrücher Ende 1632 den Auftrag zur Ausrüstung von 5 Kompagnien, und er fungierte auch weiter als Arnims Bankier. Noch 1635 lieferte er ihm Kleidung und allerhand Lebensmittel. Wir erhalten damit einen interessanten Einblick in die Geschäfte, die in diesem für die Mark so unheilvollen Kriege noch in Berlin getätigt wurden. Dieser Kriegsgewinn war jedoch nicht von Dauer. Beide Firmen fanden in dem allgemeinen Ruin des Landes ihr Ende. Sie verfielen nach dem Tode ihrer Inhaber 1638/39, wo die Leiden der Mark den Höhepunkt erreichten, der Liquidation (vgl. unten S. 300). Für die allgemeinen politischen Vorgänge dieser Zeit bis zum Jahre 1648 sei abschließend auf den vierten Band meiner Darstellung „Die Mark Brandenburg“ 1535 bis 1648 (Berlin 1964) verwiesen.

Alt-Berliner Verhältnisse

Handel und Grundbesitz als Wohlstandsquellen.

Die Doppelstadt an der Spree nahm bis zum 18. Jahrhundert weder an Größe noch an Reichtum noch an äußerem Ansehen eine nennenswerte Stellung unter den deutschen Städten ein. In einer wenig fruchtbaren und dünn bevölkerten Landschaft gelegen und durch keine natürlichen Vorzüge oder Bodenschätze begünstigt konnte sie zunächst nur sehr begrenzte Möglichkeiten zu Wohlstandsbildung gewähren. Sie hatte lediglich durch ihre Verkehrslage etwas vor anderen Landstädten voraus, da sie an der weithin einzigen Übergangsstelle über die breite, versumpfte Flußniederung entstanden war. So war sie ein Knotenpunkt für die Straßenverbindungen zwischen Sachsen-Lausitz und den Ostseestädten sowie den nach dem Osten weisenden Oderübergängen Frankfurt und Küstrin. Für den Wasserverkehr gewann die Stadt erst einige Bedeutung, als der Havel-Spree-Lauf im 16. Jahrhundert schiffbar gemacht und im 17. Jahrhundert der Oder-Spree-Kanal hergestellt war. Aber auch der Straßenverkehr konnte nicht viel bedeuten, da er in älterer Zeit sehr spärlich war und da er sich in Berlin nie recht zu einem Marktverkehr verdichtet hat, wie das in Nürnberg, Leipzig und den beiden Frankfurt der Fall war. Ein Durchgangsverkehr von Handels- und Fuhrleuten allein aber schafft keinen Wohlstand, selbst wenn ein gewisser Stapelzwang ausgeübt wird. Es bleibt somit die Frage, inwieweit durch die eigene Tätigkeit der Bürger auf ihren besonderen Gebieten, Gewerbe und Handel, Vermögensbildung denkbar war.

Nun hat Berlin in gewerblicher Hinsicht bis zur neueren Manufakturentwicklung — seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts — sich in keinerlei Weise hervorgetan; denn es wurden hier nur die ganz gewöhnlichen Handwerke betrieben. Selbst in dem einzigen namhaften Gewerbe, der Wollweberei, stand Berlin hinter anderen märktischen,

Lausitzer oder sächsischen Städten zurück, und von einer kapitalistischen Konzentration durch Verlag und Gesellschaftsbildung, wie in Süddeutschland, ist hier nie die Rede gewesen.

Hinsichtlich des *H a n d e l s* in älterer Zeit ist zunächst festzustellen, daß Berliner niemals den gewinnbringenden Fernhandel getrieben haben, wie es von anderen, von westfälischen und altmärktischen Binnenstädten aus geschah. Wenn Berliner Roggen schon im 13. Jahrhundert in Flandern vorkommt, so war er nicht durch Berliner, sondern durch Seestädter dahin gebracht. Denn die unmittelbaren Berliner Handelsbeziehungen reichten nur bis in die nächsten Seestädte: Hamburg, Lübeck, Rostock und Stettin; im Anfang des 16. Jahrhunderts bestand auch etwas Verkehr mit Danzig. Landwärts scheint man nicht über die Niederlausitz und Sachsen hinausgekommen zu sein, mit Schlesien und Polen sind keinerlei Beziehungen festzustellen. In diesen Grenzen haben die Berliner allerdings Eigenhandel getrieben; das geht daraus hervor, daß die beiden Städte schon sehr früh, 1252, die Zollfreiheit in der Kurmark (mit einigen Einschränkungen) erkaufte haben. Da diese nur für Eigengut galt, so hätte sie keinen Sinn gehabt, wenn die Städte sich auf den Passivhandel beschränkt und Fremden die Ein- und Ausfuhr überlassen hätten.

Auch das gleichfalls früh gehandhabte Niederlags- und Fremdenrecht und die unterschiedliche Zolltarifizierung beweisen, daß der bürgerliche Eigenhandel hochgehalten und begünstigt wurde. Dieser bestand vornehmlich in der Einfuhr und dem Vertrieb von allerlei Gebrauchs- und Genußgütern, Weinen, Material- und Kramwaren, aber auch im Handel mit Landesprodukten. Letzteres erhellt aus den Klagen der Städte im 16. Jahrhundert, daß nun Adel, Prälaten und Bauern selbst Kaufmannschaft trieben zum Nachteil der Stadtbürger, daß ferner die Hamburger in das Land eindringen und viel Holz und Korn aufkauften und ausschifften¹⁾. Mit der dabei gemachten Bemerkung, die Hamburger hätten mit dem Korn den *B l a n k e n f e l d e* und *T e m p e l h o f* großen Schaden zugefügt, erhalten wir einen Hinweis, daß diese Berliner Geschlechter den Getreidehandel in größerem Maße getrieben haben müssen. Wir wissen das aber auch aus viel älterer Zeit, denn es heißt 1317 und 1319, daß „die Reichen“ versucht hätten, den Getreidehandel für sich zu monopoli-

¹⁾ Friedensburg, Kurmärktische Ständecassen aus der Regierungszeit Joachims II., Bd. I, S. 37, 695.

fieren. Das Getreide aber war neben Holz und Wolle die Ausfuhrware der Mark; dies waren die Produkte, mit denen Geld verdient und der notwendige Import bezahlt werden konnte.

Man kann wohl annehmen, daß der Wohlstand jener Familien vorwiegend aus solchem Ein- und Ausfuhrhandel herrührt. Die vielfältig erörterte Vermögensbildung aus akkumulierten städtischen Grundrenten¹⁾ kommt bei den kleinen und dürftigen Verhältnissen des alten Berlin, wo die Grundrente nur sehr gering gewesen sein kann, für sich allein kaum in Frage. Es gab hier anscheinend nie ganz große Grundstückbesitzer; das höchste, was hier und da festgestellt werden kann, waren drei oder vier Häuser in einer Hand, dazu Garten- und Ackerland in und bei der Stadt. Die durch Miete oder Pacht daraus erzielten Überschüsse können nicht sehr erheblich gewesen sein. Erst wenn mehrere Umstände zusammentrafen, wenn zu den Einnahmen aus Grundrente solche aus glücklichen Handels- und allenfalls Darlehnsgeeschäften traten, konnte eine nennenswerte Vermögensbildung eintreten, die natürlich durch persönliche Verhältnisse — Sparsamkeit und kluges Zusammenhalten, wenig zahlreiche Nachkommenschaft, günstige Heiraten, Erbschaften — erheblich gefördert werden konnte. Sicher ist, daß, soweit wir das zurückverfolgen können, in den märkischen Städten gewisse Beträge überschüssigen, anlagefuchenden Vermögens immer vorhanden waren, und daß die Anlagemöglichkeiten in der Stadt und im Weichbild nicht ausreichten, sondern auch in der näheren und weiteren Umgebung gesucht wurden.

Neben dem festen Besitzkauf waren die gebräuchlichen mittelalterlichen Anlagen der Rentekauf und der Wiederkauf. Der *R e n t e n k a u f* bedeutet den Erwerb einer zeitlich begrenzten oder lebenslänglichen Rente gegen Zahlung eines einmaligen Betrages. Verkäufer solcher Renten waren Fürsten, Städte oder sonstige Geldbedürftige, deren Zahlungsfähigkeit außer Zweifel stehen mußte. Die Stadt Berlin hat in der Zeit von 1397 bis 1431 an 26 Personen Renten gegen insgesamt 1100 Schock böhm. Groschen (etwa 3000 Gulden) verkauft²⁾, was im Vergleich zu andern Städten eine sehr geringe Verschuldung bedeutete. Der *W i e d e r k a u f*, im wesentlichen ein Erfaß für das von der Kirche verbotene Zinsgeschäft, be-

¹⁾ Vgl. Sombart, Der moderne Kapitalismus, 3. Aufl., Bd. I, S. 643 ff

²⁾ Clauswitz, Geschichtl. Einleitung zu Borrmann, Bau- u. Kunstdenkmäler von Berlin, S. 31 ff.

stand darin, daß ein Grundbesitz oder eine Berechtigung auf bestimmte Zeit verkauft wurde und nach Ablauf dieser Frist zum Verkaufspreis zuzüglich einer festen Entschädigung, auch Schadegeld genannt, zurückgekauft werden mußte. Man kann den Wiedertauf daher auch als ein Kreditgeschäft mit Sicherstellung bezeichnen. Ebenso wie Grundbesitz dienten geldwerte Rechte, die wiederkäuflich oder auch erblich erworben wurden, als Kapitalanlage.

Solche Rechte, in denen ein mehr als gelegentlicher Handel stattfand, waren Bede, Zins, Pacht, Wagedienst, Gerichtseinnahmen und andere Einkünfte und Nutzungen. Die außerstädtischen Grundstücke und Rechte waren durchweg Lehen, zu deren Erwerb neben dem Kaufgeschäft die Konzession des Lehnsherren erforderlich war, was natürlich den Handel mit solchen Werten empfindlich erschwerte. Lehns Herr war in der Regel der Markgraf, in manchen Fällen auch Städte oder Adels herren. Vielfach ergaben sich, namentlich solange die Mark im Besitz nicht ortsanwesender Markgrafen war, Schwierigkeiten im Nachweis der Berechtigung, wenn Lehnrechte ohne besondere Einwilligung des Lehns herren weiterverkauft waren. Hierin lag einer der hauptsächlichsten Streitpunkte, die 1448 zum Kampf zwischen dem Markgrafen und der Stadt führten. Lehnbesitz bedeutete in der Regel keineswegs den eignen Betrieb der Landwirtschaft. Vielmehr berechtigte er den Belehnten meist nur zur Erhebung einer im Lehnbrief festgesetzten Abgabe von den untertanenen Bauern.

Die Frage, wer die oben erwähnten „Reichen“ waren, läßt sich nur aus den Nachrichten über Grundbesitz beantworten, weil dafür allein urkundliche Belege aus alter Zeit vorliegen. Über das städtische Grundeigentum dürfte eine zu erwartende Veröffentlichung über die Berlin-Cöllner Feldmark gründlich Aufschluß geben. Für den außerstädtischen haben wir im Landbuch Karls IV. von 1375¹⁾ den frühesten Nachweis. Danach besaßen eine Anzahl von Bürgern Liegenschaften und Einkünfte im Teltow und Barnim und teilweise noch darüber hinaus. Es seien hier nur diejenigen angeführt, die ganze Dörfer mit allen oder dem größten Teil der Rechte — hoher und niederer Gerichtsbarkeit, Kirchenpatronat, Diensten, teilweise auch der Bede, der ehemaligen Landessteuer — besaßen, die also wirkliche Patrimonialherren waren.

¹⁾ Hrsg. von Fildicin, 1856.